

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jeversches Wochenblatt 1929

141 (19.6.1929)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-139143](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-139143)

Severisches Wochenblatt

Bezugspreis: Für den laufenden Monat durch die Post 2.25 M., ohne Postbestellgebühr, durch die Austräger 2.25 M. frei Haus (einmal 25 Pf. Trägerlohn). — Erscheint täglich, außer Sonntags. Schluß der Anzeigenannahme morgens 8 Uhr.
Im Falle von Betriebsstörungen durch Streik, höhere Gewalt sowie Ausbleiben des Trägers usw. hat der Bezugsnehmer keinen Anspruch auf Nachlieferung, oder Abgabe eines Ersatzbelegs.

Severländische



Nachrichten

Anzeigenpreis: Die einspaltige Millimeterzeile ober dem Raum 10 Pfennig, auswärts 15 Pfennig, im Textteil 40 Pfennig. Für die Aufnahme von Anzeigen an bestimmten Tagen und Plätzen, auch für durch Fernsprecher aufgenommene und abgeteilte, sowie unbedruckte Aufträge wird keine Gebühr übernommen.

Postfachkonto Hannover 12254. Fernspr. Nr. 257

Nummer 141

Sever i. O., Mittwoch, 19. Juni 1929

139. Jahrgang

Die Haushaltsberatung im Reichstag

Deutschnationaler Mißtrauensantrag gegen Hilferding.

Lit. Berlin, 18. Juni. Vizepräsident Esser eröffnete die Dienstag-Sitzung um 11 Uhr.

Auf der Tagesordnung stand die zweite Beratung des Haushalts der allgemeinen Finanzverwaltung.

Reichsfinanzminister Dr. Hilferding

leitete die Beratungen ein und gab nachmalig die Gründe an, aus denen die Regierung es für notwendig hielt, einen Defizitetat zu vermeiden. Verschieden sei noch ein Gehaltbetrag von 22 Millionen. Darüber hinaus würden bis zur dritten Lesung noch einige Erhöhungen auf der Ausgabe-Seite nötig sein, die durch außerplanmäßige Ausgaben, beispielsweise durch die Vorkaufspreise für die Reichsarbeiter, bedingt seien. Der Minister ging dann zu den allgemeinen Fragen der Finanzpolitik über, die Schwerfösten der Kassenlage hätten durch die steuerfreie Reichsanleihe eine starke Erleichterung erfahren. Er begründete nochmals die Notwendigkeit dieser Anleihe, erinnerte an die Schwierigkeiten des Geldmarktes und wies weiter darauf hin, daß die Durchführung eines Streikens der Pariser Verhandlungen eine gewisse Panik erzeugt hätte, die durch eine verantwortungslose Agitation, die von gewisser Seite in der Öffentlichkeit betrieben worden sei, noch gefördert wurde. Kurzfristige Anleihen in Deutschland waren damals kaum möglich, aber auch die langfristige Anleihe hat unter den Zeitverhältnissen gelitten. Der Geldmarkt hat inzwischen eine Erleichterung erfahren. Die deutsche Währung hat sich als absolut gesichert erwiesen. Die Beunruhigung der Öffentlichkeit über unsere Kassenlage muß endlich aufhören, denn sie schädigt auch den Kredit der deutschen Wirtschaft. Wenn beispielsweise von deutschnationaler Seite verbreitet worden ist, das Reich sei bankrott, so kann man eine solche Bezeichnung nur als verantwortungslos bezeichnen. (Hört, hört!) Um solchen Schwierigkeiten, wie wir sie in der letzten Zeit durchgemacht, für die Zukunft vorzubeugen, wird es notwendig sein, wieder einen Vermögensmittelfonds anzufassen. Das Ergebnis der Pariser Verhandlungen stellt uns vor neue Aufgaben auch in der Finanzpolitik. In erster Linie ist die Klärung der Finanzlage notwendig. Das aus 1928 übernommene Defizit von 150 Millionen muß noch aus den Ergebnissen dieses Etat-Jahres abgedeckt werden. Das Finanzministerium muß darüber wachen können, daß die einzelnen Ressorts die notwendige Vorsicht in ihren Aufwendungen anwenden. Leider ist die Haushaltsordnung, die dem Finanzminister die dafür erforderlichen Kompetenzen geben soll, noch nicht verabschiedet. Ich hoffe, daß das in der Herbst-Tagung geschieht. Für 1930 müssen wir zu einer Klärung des finanzpolitischen Verhältnisses zwischen Reich und Ländern kommen. Die zum Teil recht großen Abfindungen, die die Länder vom Reich verlangen, sollen in einem Gesetzentwurf geregelt werden, der demnächst vorgelegt wird. Notwendig ist auch die baldige Verabschiedung des Steuervereinfachungsgesetzes. Auch die Veränderung der Stellung der Reichsbahn erfordert eine finanzpolitische Regelung. Auf Einzelheiten kann ich nicht eingehen, wenn die Verhandlungen abgeklungen sind, die sich mit der Verwirklichung des Young-Plans befassen. Ein erschlappendes Finanzprogramm werde ich vorlegen in dem Zeitpunkt, wo ich politische Handlungsfreiheit habe. Dieses Finanzprogramm soll gehalten sein im Sinne der sozialen Gerechtigkeit und der Erhöhung der Produktivität unserer Gesamtwirtschaft. (Beifall.)

Abg. Dr. Quast (Zn.) wies darauf hin, daß seit der Inflation noch nie ein Etat so spät verabschiedet worden sei. Dem Ausland muß gesagt werden, daß unsere Wirtschaft mit Steuern überlastet ist, daß trotzdem mit diesen Steuern das Defizit nicht ausgeglichen werden kann, daß wir auch keine Anleihe unterbringen können. Daraus ergibt sich die Konsequenz, daß wir uns nicht selbst in die Falle locken lassen, sondern eine wesentliche Herabsetzung unserer Tributleistungen verlangen müssen. In dem roten Optimismus des Ministers liegt keine Veranlassung vor. Der in Paris uns vom Ausland ausgeleitete Wechsel von 290 Millionen auf die Reichsbahn ist ein frivoler völkerrechtlicher Akt, der uns nicht die mindeste Erleichterung bringt. Reichlich unklar ist auch die Frage, ob uns die Herabsetzung der Annuitäten eine wirkliche Entlastung bringt. Der Begriff des Unterbaues ist noch niemals so scharf herausgeprägt worden wie jetzt unter der sogenannten Demokratie. Das deutsche Volk, das schließlich die Lasten aufzubringen hat, muß schweigen, bis der letzte Diplomat den letzten Zinssatz unter das Dokument gesetzt hat, das uns, unsere Kinder und Kindesinder auf 70 Jahre in Schuldschuld bringt. Dann wird die Druckfuge vorgelegt und nach ein paar Tagen wird der Tributvertrag angenommen durch eine Reichstagsmehrheit ohne Verantwortung. — Tatsächlich übersteigt das Defizit 1/2 Milliarde. Ein Vorkaufspreis ist uns in Paris hingeworfen worden. Wir übernehmen die Schulden der Vertragsgegner. Der Redner schlug vor, mit den Akten auf den Tisch und zief aus: „Wie hoch soll die Last des deutschen Volkes noch

steigen, bis die Reichstagsmehrheit endlich einmal sagt: Bis hierher und nicht weiter! Die Sachverständigen haben ihre Unterschrift nach unserer Auffassung nicht unbeeinflusst geleistet. Ich frage den Minister, ob es richtig ist, daß der Reichskanzler mit Wissen der Reichsregierung an die Sachverständigen einen Brief geschrieben hat, daß der Inhalt, daß die Reichsregierung der Ansicht sei, daß der Plan angenommen werden müsse, auch wenn wirtschaftliche Erwägungen dem entgegenstünden.“ (Hört, hört, rechts.) Die Reichsregierung hat allen Anlaß, auf diese Frage zu antworten. (Beifall und Gekochschall rechts.)

Abg. Keil (Soz.) warf den Deutschnationalen vor, daß sie, nachdem es ihnen nicht gelungen sei, eine finanzielle Mißwirtschaft der Regierung festzustellen, ihre Hoffnungen jetzt auf die Zukunft setzten. Das Defizit ist doch entstanden unter den Regierungen, an denen die Deutschnationalen beteiligt waren. Die Deutschnationalen haben auch durch Abkommensänderung der Hälfte ihrer Fraktion erst die Annahme der Dawes-Gesetze ermöglicht, die sie jetzt bekämpfen. Wenn die Dawes-Gesetze um 700 Millionen jährlich erleichtert wird durch das Ergebnis der Pariser Verhandlungen, so kann man das nicht, wie Dr. Quast, einen Vorkaufspreis nennen. Wir akzeptieren das Pariser Ergebnis, wenn wir auch noch nicht wissen, wie der neue Mechanismus funktionieren wird.

Das durch die Schuld der Vergangenheit entstandene Defizit muß gedeckt werden. Vorher lehnen wir eine Steuererhöhung ab, denn zunächst sind dringliche finanzielle Aufgaben zu erfüllen, vor allem die Sanierung der Arbeitslosenversicherung. Wir können nicht gleichzeitig die Steuern senken und eine Auslandsanleihe aufnehmen. Die Tendenz, gewisse Besteuerungen aufzuheben, hat sich sonderbarer Weise sogar in dem Bericht der Pariser Sachverständigen verortet. Was haben sich die Sachverständigen der Gläubigerstaaten um unsere innere Steuerpolitik zu kümmern? Das kann nur auf unsere deutschen Sachverständigen zurückzuführen sein. Diesen Punkt des Berichtes, der eine Einmischung in die deutsche Souveränität bedeutet, haben die Deutschnationalen nicht kritisiert. Der Redner forderte zum Schluß, daß das kommende Finanzprogramm auch die minderbemittelten Kreise befähigen müsse, an der Kapitalbildung teilzunehmen.

Von den Deutschnationalen ist inzwischen ein Mißtrauensantrag gegen den Reichsfinanzminister eingebracht. Die Beratungen wurden darauf unterbrochen.

In der Dienstag-Sitzung des Reichstages nahm das Haus

die Abstimmungen über den Etat des Reichswehrministeriums

vor. Der Gesetzesentwurf wurde in der Ausschussfassung angenommen, ebenso die Ausschussfassung zugunsten der Gemeinden, die von der Zusammenlegung von Garnisonen betroffen werden. Die kommunistische Entschließung, den Angehörigen der Wehrmacht das Wahlrecht zu gewähren, wurde in namentlicher Abstimmung mit 226 gegen 153 Stimmen der Sozialdemokraten und Kommunisten abgelehnt. Angenommen wurde eine deutschnationale Entschließung, wonach den kleinen Stamborten in den baltischen Grenzbezirken (Jülich, Rastatt, Mülheim, Neoschütz) ihre Garnisonen beibehalten werden sollen. Auch der Marineetat wurde in der Ausschussfassung angenommen. Ueber den kommunistischen Antrag auf Streichung der zweiten Rate für den Panzerkreuzer wurde in namentlicher Abstimmung entschieden. Für die Streichung stimmten Kommunisten und Sozialdemokraten.

Das deutsche Volk arbeitet für den Reichtum Frankreichs.

Ein aufsehenerregendes Eingeständnis.

Paris, 17. Juni. Die beiden französischen Vertreter auf der Reparationskonferenz, Moreau und Parmentier, haben an Ministerpräsident Poincaré ein Schreiben gerichtet, in dem sie ihre Tätigkeit während der Reparationsverhandlungen und das Ergebnis dieser Verhandlungen näher erläutern. Moreau und Parmentier weisen darauf hin, daß die französische Wiederaufbaufakt, wenn der Wiederaufbau vollkommen durchgeführt sein wird, 102 Milliarden Francs betragen dürfte, daß aber nach dem neuen Plan Frankreich an Gegenwärtigwert, berechnet zu 5/6 Prozent, insgesamt erhalten werde 18 739 Millionen Mark, wogegen man die von Deutschland bereits gezahlte Summe von insgesamt vier Milliarden Mark hinzurechnen muß. Der französische Staat werde also insgesamt von Deutschland fast 23 Milliarden Mark. d. h.

Der Reichskanzler und die sozialdemokratischen Minister stimmten dagegen. Der Streichungsantrag wurde mit 224 gegen 153 Stimmen bei 5 Enthaltungen abgelehnt. Gegen die Sozialdemokraten und Kommunisten wurde dann auch über die Schlussrate für den Kreuzer „Rön“ namentlich abgestimmt. Diesen Streichungsantrag lehnten außer den anderen Parteien auch die Sozialdemokraten ab. Der Streichungsantrag wurde mit 224 gegen 44 Stimmen abgelehnt. Der kommunistische Mißtrauensantrag gegen den Reichswehrminister Gröner verfiel gegen die Stimmen der Kommunisten und der Nationalisten der Ablehnung. Angenommen wurde ein Antrag der Wirtschaftspartei, umgehend ein auf lange Sicht abgestelltes Bauprogramm für die Marine vorzulegen, daß alle Deutschland aus dem Versailler Vertrag befallenen Rechte für die Ausrüstung der Marine erschlöpft. Dagegen stimmten Sozialdemokraten und Kommunisten.

Damit waren die Abstimmungen zum Etat des Reichswehrministeriums erledigt.

Das Haus setzte die Aussprache zum Haushalt der allgemeinen Finanzverwaltung fort.

Abg. Brüning (Z.) erklärte es für wünschenswert, dem deutschen Volke die ganze Tragweite der Pariser Belastungen für zwei Generationen klar zu machen. Dabei müsse man sich aber vor Uebertreibungen hüten, wie sie von den Deutschnationalen versucht wurden. Das Zentrum kann sich dem Abgeordneten Keil nicht darin anschließen, daß wir das Pariser Ergebnis annehmen, unbeschadet der Prüfung, ob es für unser Volk tragbar ist und ob es für unsere Währung die erforderliche Sicherheit gewährleistet. Die Ursachen des Defizits liegen einmal in dem ungedeckten Arbeitsbeschaffungsprogramm von 1926 und in der Arbeitslosenversicherung. Die Ausgaben für das Arbeitsbeschaffungsprogramm seien übrigens zum Teil auf die Deutschnationalen zurückzuführen, die sich jetzt vor dem Zahlen brühen wollten. Der Redner begrüßte die Ankündigung eines Finanzprogramms durch den Minister und erinnerte bei dieser Gelegenheit an die Notwendigkeit einer Steuerherabsetzung, namentlich einer Senkung der Realsteuern. Der Redner kritisierte den Bau eines preussischen Polizeipräsidiums in Düsseldorf auf Kosten des Reichs, während das Düsseldorf Finanzamt vom Reich nicht gebaut werden könne. (Hört, hört, im Zentrum.)

Abg. Ende (R.) charakterisierte gerade den Haushalt der Finanzverwaltung als Massenetat. Die Proleten müßten alles aufbringen. Jede fünfte Stunde sei in Berlin ein Selbstmord eines Proletariats fällig, den die Not in den Tod treibe. Der Redner erklärte: Wir verneinen Massen und beschimpfen diesen Staat und bewilligen ihm keinen Groschen. Wir verzichten deshalb auch auf Anträge, die mit Hilfe der Sozialdemokraten doch nur abgelehnt würden.

Abg. Dr. Kulekampff (DVP.) forderte, daß sich der Sparwille bei Reich, Ländern und Gemeinden immer weiter durchsetze. Von dem guten Willen der Beteiligten werde es abhängen, ob der Reichstag ein Sperrgesetz gegen die Ueberhöhung der Realsteuern schaffen müsse. Man müsse übrigens auch zum Ausgabenabbau schreiten, um den Ausgabenabbau zu ermöglichen. Steuern und Soziallasten betragen heute bei einer Produktion von etwas über 60 Milliarden über 33 Prozent gegenüber 21 1/2 Prozent vor dem Kriege bei einer Produktion von 40 Milliarden. Als besondere Belastung hat die deutsche Wirtschaft noch die Grundtribune zu tragen. Diejenigen, die immer den Forderungen der Reiche nachzugeben geneigt sind, sollten sich darüber klar sein, daß die Ueberspannung der Tribute den Raum zur Zurückdrängung anderer Notwendigkeiten zur Folge haben muß, wobei man schließlich auch vor dem Lohn an den Arbeitnehmer nicht haltmachen kann. Je mehr Tributlasten wir auf uns nehmen, desto mehr muß die

Neueste Funkmeldungen

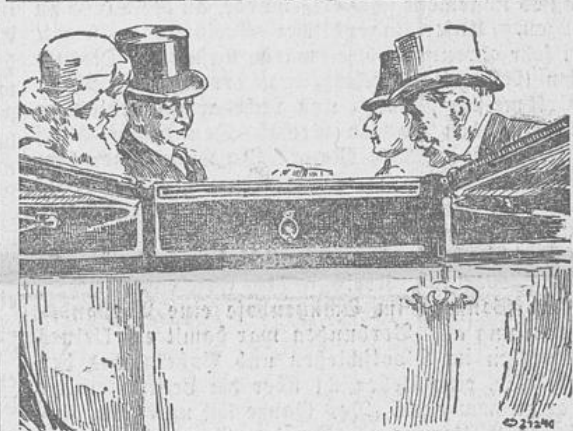
(Eigener Funkdienst.)

Nach dem „Petit Parisien“ wird in Madrid eine Zusammenkunft zwischen Stresemann, Briand und Poincaré stattfinden.

Die Madrider Blätter berichten in großer Aufmachung über den Besuch Dr. Stresemanns in Barcelona und weisen dabei besonders auf die Bedeutung der deutsch-spanischen Beziehungen hin.

In einer größeren Versammlung der polnischen Sozialisten in Warschau sprach u. a. der deutsche Reichspräsident E. B. Er trat in seiner Rede für die deutsch-polnische Verständigung ein.

Entgegen einer Meldung von amtlicher japanischer Seite, wonach der neue Ausbruch des Kantō-Komagataki im Abflauen begriffen sei und zwar schwere Sachschäden, aber keine Menschenverluste zu verzeichnen seien, wird in einer Privatmeldung von etwa 100 Toten gesprochen.



General Dames, der neue amerikanische Botschafter in London, auf dem Wege zum König.

Botschafter General Dames und Gattin (links), begleitet von General Sir Hambury Williams, begeben sich zum Schloß Windsor.

Lebenshaltung des Volkes sinken. Der Redner verlangte, daß neue Ausgaben unter keinen Umständen bewilligt werden. Auch vor der Gefahr der Unpopulärität dürfe man nicht zurückweichen. Der Redner erklärte zum Schluß, daß die Deutsche Volkspartei eifern an ihrer Forderung festhalten werde, Anstalten und Senkung der Lasten, wenn es sein muß, mit rigorosen Mitteln, in der festen Erwartung, daß dadurch die Belebung der deutschen Wirtschaft als das Endziel erreicht wird.

Abg. Leich (Bayr. Vpt.) betonte, Anleihen würden vielleicht bald überhaupt nicht mehr untergebracht werden können. Man werde also die Gründe für die schwierige Kassenlage beseitigen müssen, vor allem die Zuschüsse für die Arbeitslosenversicherung. Die vom Finanzminister angekündigte Finanzreform müsse nicht nur das Reich sanieren, sondern auch die Länder. Neue Einnahmen könne man in einer Zeit, wo alle Länder ihre Bölle erhöhen, durch Steuererhöhungen beschaffen. An dem Sonderausgleich für leistungsschwache Länder und Gemeinden müsse man festhalten, die Postentkündigungen müßten den Ländern Bayern und Württemberg ausgezahlt werden.

Abg. Molath (Wirtsch. Pt.) wunderte sich über die Bescheidenheit des Finanzministers, den das Abstimmungsergebnis der Reichsanleihe befriedigt habe. Die Reform der Arbeitslosenversicherung und die Senkung der Realsteuern bezeichnete der Redner als besonders dringlich.

Abg. Fedor (Nat.-Soz.) erklärte, die Gesamtsumme der Reparationen sei in Paris tatsächlich noch erhöht worden.

Abg. von Seydel (Chr. Nat. Bauernpt.) sah den Hauptgrund für den Mißerfolg der Reichsanleihe in der Beurteilung des Kurses der deutschen Finanzpolitik. Der Minister habe bisher nicht das geringste getan, was Vertrauen zu ihm hätte hervorrufen können. Der Hindernisse, daß der Linken gegen jeden agrarischen Vorkauf habe die Grundlage der nationalen Wirtschaft, die Landwirtschaft, ins Verderben geführt.

Abg. Dr. West (Volksrechtsp.) führte den Mißerfolg der Reichsanleihe auf das allgemeine Mißtrauen zurück, das die verfehlte Aufwertungspolitik von 1924 überall gegen das Reich erregt habe. Abg. Gerns (Dmat.) warf der Reichsregierung vor, daß sie auch nicht den geringsten Versuch zur durchgreifenden Besserung der Notlage der Landwirtschaft unternommen habe.

Damit schloß die Aussprache. Die Abstimmungen wurden auf Mittwoch vertagt.

Mittwoch 11 Uhr: Haushalt des Reichsfinanzministeriums.

Schluß 17 Uhr.

Der 200 Millionen-Kredit des Reiches

Berichter über den Auslandskredit.

L. U. Berlin, 19. Juni. Nach Berliner Blättermeldungen verbleiben sich die Gerüchte über die Anleihepläne des Reiches. Die Deutsche Bank, die Reichskreditgesellschaft und anscheinend auch Mendelssohn u. Co. sollen grundsätzlich bereit sein, dem Reich einen 200 Millionen-Kredit auf längere Zeit zur Verfügung zu stellen, für den sie sich ihrerseits 50 Millionen Dollar bei ausländischen (amerikanischen?) Geschäftsfreunden verschaffen. Die Verhandlungen sind nach Information aus unterrichteten Kreisen, soweit gegeben, daß mit dem Abschluß in Kürze gerechnet werden kann.

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ bemerkt dazu: „Durch die Form der Transaktion soll offenbar verschleiert werden, daß das Reich sich einen Auslandskredit verschafft. Es muß festgehalten werden, daß es sich dabei um einen absolut konjunktiven Kredit handelt, also um eine Transaktion, die überaus denklich und unerwünscht erscheinen muß. Zur Finanzierung des Konjunktions, d. h. der Zuwendungen an die vom Reich in jeglicher Form durch Verwaltungen, Expansion und Sozialpolitik subventionierten wird weiter geborgt. Jetzt schon in einem Modus, der zu Devisenverpflichtungen führt. Wahrscheinlich, ein weiterer wichtiger Baustein zu der mit großem Eifer angekündigten Finanzreform.“

Deutsche Volkspartei und Reichsbauernfront

Die Fraktion der deutschen Volkspartei hat sich in mehreren Sitzungen in enger Fühlungnahme mit dem Reichsbauernrat der Partei für Landwirtschaft und den dringenden landwirtschaftlichen Fragen beschäftigt und am 18. Juni folgenden Beschluß gefaßt:

1. Die Notlage der Landwirtschaft erfordert einvernehmlich und geschlossenes Vorgehen aller beteiligten Kreise, die gewillt sind, der Landwirtschaft sofortige Hilfe zu bringen.

2. Deshalb hat die deutsche Volkspartei darauf verzichtet, eigene Anträge im Reichstag einzubringen. Sie wird die Linie der heute dem Antrag vorliegenden Anträge der Reichsbauernfront einhalten und die parlamentarische Verabschiedung mit allen Kräften fördern.

3. Der deutschen Getreidewirtschaft und der deutschen Vieh- und Fleischproduktion muß in gleicher Weise Schutz gewährt werden. Zur Erreichung dieses Zweckes sind Vorschläge nicht zu umgehen.

4. Die deutsche Volkspartei ist deshalb für Aufhebung der Zwischenschleife, für freundschaftliche Regelung der Schwebensfälle auf Getreide, Vieh und Fleisch. Sollte diese freundschaftliche Regelung nicht möglich sein, so ist der schwebende Handelsvertrag alsbald zu kündigen.

5. Da diese Kündigung frühestens in sechs Monaten zum Ziele führen würde, sind noch vor der Ende alle sofort wirksamen Mittel zum Schutze des deutschen Getreides und der Viehwirtschaft im Anwendung zu bringen.

Dabei ist insbesondere der Vorschlag einer vorzugsweisen Vermahlung ausländischen Getreides zu prüfen.

Außenpolitische Rede Dr. Sahms

L. U. Danzig, 19. Juni. In der Sitzung des Volkstages am Dienstag hielt Staatspräsident Dr. Sahms bei der Hausklausur eine Rede über außenpolitische Fragen. Er führte u. a. aus: Die polnische Regierung habe der Danziger Regierung mitgeteilt, daß die Annahme Danzigs zum Völkerrecht und zum Abwinken-Protokoll nicht der Politik Polens entgegenstehe. Die Angelegenheit werde schnellstens erledigt werden. Die bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zu Polen hätten durch den im Februar erfolgten Besuch des polnischen Ministerpräsidenten eine wesentliche Förderung erfahren, jedoch seien die großen Hoffnungen Danzigs auf die Worte der polnischen Regierung bisher noch nicht erfüllt worden. Es sei lediglich gelungen, eine Reihe kleinerer wirtschaftlicher Fragen in schwierigen Verhandlungen zu regeln. Nur mit großer Mühe sei es gelungen, einen gewissen Grad der Selbstständigkeit der Danziger Wirtschaft zu bewahren.

Mit besonders schwerer Sorge erfülle die Danziger Regierung die Frage des Hafens von Gdingen, dessen Wettbewerb sich für Danzig sehr fühlbar mache. Polen sei bemüht, neue Schiffsfahrtslinien von Gdingen aus zu eröffnen. Eisenbahntarifverträge Maßnahmen Polens bezwecken, diesen neuen Linien auf Kosten des Danziger Hafens Warenverkehr zuzuleiten. Mit Polen eingeleitete Verhandlungen über die Hafenfrage hätten bisher zu keinem Ergebnis geführt. Die Kulturgemeinschaft mit dem deutschen Volk aufrecht zu erhalten, habe die Danziger Regierung als ihre selbstverständliche Pflicht angesehen. Danzig könne mit Genugtuung feststellen, daß in diesem Jahre zahlreiche deutsche Verbände ihre Tagungen in Danzig abhalten werden. Dank sei dem deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart, das die Wanderausstellung Danzig in sechs deutschen Großstädten bisher gezeigt habe, für sein wahrhaft nationales Wirken. Danken müsse Danzig auch dem Reich und Preußen für die Zuerkennung von Mitteln an die Seehafen-Werke, deren Weiterbestehen ermöglicht sei. Eine seit vielen Monaten schwer auf Danzig lastende Sorge sei damit leichter geworden, wenn auch noch nicht ganz von ihm genommen. Es dürfe nunmehr eine Ehrenpflicht der großen deutschen Reichsteile sein, Anträge nach Danzig zu geben.

Der französische Kabinettsrat nimmt den Youngplan an

L. U. Paris, 19. Juni. Der französische Ministerpräsident prüfte die Frage der Kriegsschuldabgabe und auswärtigen Schulden. Poincaré, Briand und Chéron gaben einen allgemeinen Überblick über die Gesamtlage. Die Regierung beschloß einstimmig, die Vorschläge des Sachverständigenausschusses bezüglich der Regelung der Zahlungen zu genehmigen und die Ratifizierung, zusammen mit den übrigen beteiligten

Regierungen, zu verfolgen. Der Kabinettsrat einigte sich dann über die Erklärungen, die am Mittwoch vor dem Finanzanschuß und dem Auswärtigen Kammeranschuß abgegeben werden sollen. Briand erstattete schließlich Bericht über die Madrider Völkerbundsrats-Tagung.

Professor Cassel kritisiert den Young-Plan.

L. U. Stockholm, 19. Juni. Im heutigen Leitartikel des „Svenska Dagbladet“ beschäftigt sich Professor Cassel, der bekannte Sachverständige für internationale Finanzfragen, mit der Neuregelung der Tributzinsen. In der Transferfrage sei der Young-Plan, so erklärt Cassel, sehr unklar gehalten. Auf der einen Seite sei mehrmals von Deutschlands selbstständiger und ausschließlicher Verantwortung für Ausbringung und Transferierung der Jahreszahlungen die Rede. Auf der anderen Seite bestimme der Plan jedoch, daß die Zahlungen in Reichsmark auf das Konto der Reparationsbank erfolgen sollten. Wie könnte man jedoch eine Verantwortung übernehmen, die man schon auf das Konto eines anderen eingezahlt habe? Der Young-Plan gehe davon aus, daß ein Transferratorium bei vorübergehenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten nötig sei. Hier scheine eine wesentliche Selbstbestimmung der Tributzinsen vorzuliegen. Die Hauptschwierigkeit für Deutschland bestünde darin, daß es nur mit dem vom Ausland geborgten Geld zahlen könne. Diese Anhäufung von Schwierigkeiten erwecke in keiner Weise den Eindruck, daß es sich nur um vorübergehende Schwierigkeiten handle, die durch einen kurzen Aufschub beseitigt werden könnten. Die Transferratschwierigkeiten würden bedingt durch die Handelspolitik der Forderungsländer.

Ein Ausblick für Macdonald

Ein Londoner Sonntagblatt brachte einen Artikel Macdonalds zur Veröffentlichung, in welchem dieser sich scharf für den Schutz der Minderheiten im Jang legte und die Errichtung einer ständigen Minderheitenkommission ganz nach dem Muster der Mandatskommission beim Völkerbund verlangte. Da dieser Aufsatz durchaus nicht um den heißen Brei herumging, sondern Klipp und Klar aussprach, welche Staaten eine besonders schlechte Minderheitenpolitik trieben, ist die internationale Erregung, die er hervorrief, leicht erklärlich. Italien hat offiziell protestiert, die französische Presse schäumt vor Wut und Scham, während die Schweizer Presse sich über die Äußerungen des britischen Premierministers, Lord Macdonald, freut. Nun aber stellt sich heraus, daß dieser Artikel nicht jetzt von Ministerpräsidenten Macdonald, sondern schon vor Monaten von unverantwortlichen oppositionellen Arbeiterführern Macdonald geschrieben wurde. Ein kleiner Trick, der Herrn Macdonald höchst peinlich sein dürfte, der aber wohl ohne große Erschütterungen vorbeigehen wird. Letzten Endes ist die Minderheitenfrage doch ein Problem, das England nicht direkt, sondern immer nur auf dem Umweg über mehr oder minder befreundete andere Länder berührt. Daß in diesem Zusammenhang ein Ministerpräsident formale Maßnahmen zu nehmen hat, die ein Oppositionsführer nicht zu beachten braucht, leuchtet ein. Im übrigen aber leuchtet auch ein, was Wahlversprechungen von friedliebenden und verständigungs-freudigen Sozialisten wert sind.

Troški will nach Amerika

L. U. Konstantinopel, 18. Juni. Troški hat nach Meinung der englischen Einreisebehörde beschlossen, sich an die amerikanische Arbeiter-Organisation zu wenden. Er hat bekanntlich als Emigrant in Amerika gelebt und will eine Zeitung „Die neue Welt“ herausgeben, die er im Jahre 1914 in New York herausgab. Ein offizielles Gesuch um Einreiseerlaubnis soll dann an den amerikanischen Konsul gerichtet werden, nachdem er die Zustimmung der Arbeiter-Organisation erreicht hat.

Max Devrient

In Thür in der Schweiz ist, wie gemeldet, der hervorragende Schauspieler Max Devrient während seiner Urlaubsreise im Alter von 72 Jahren verstorben. Er entstammte der berühmten deutschen Schauspielerfamilie Devrient. 47 Jahre hindurch gehörte er dem Wiener Burgtheater als Mitglied an, seit 1910 war er Regisseur des Theaters. Er war des Burgtheaters Regisseur, sein Vorgesetzter, sein Macbeth und Marcellus, sein Othello, vornehmlich repräsentativer Schauspieler des großen klassischen Theaters. Er lebte sehr still und bescheiden, niemals in seinem Leben hat er geklimmt, noch die Bühne des Kabarets betreten, noch die der Operette, trotzdem man ihm Anträge mit großen Gagen gemacht hat.

Dr. Richter legt Revision ein

L. U. Bonn, 19. Juni. Wie die Tel.-Union erzählt, hat Dr. Richter am Montagabend zum Schluß der Verhandlungen seine beiden Verteidiger gebeten, beim Reichsgericht gegen das Urteil Revision einzulegen, da er es nicht anerkenne.

Aufklärung des Bombenfundes und des Sprengstoff-Anschlages in Hannover.

Hannover, 19. Juni. Die Herkunft der Riste mit Sprengstoff, die in der roten Hülse eingepreßt war und beschlagnahmt wurde, ist jetzt aufgeklärt worden. Wie von omittierter Seite u. a. mitgeteilt wird, ist festgestellt worden, daß der angebliche Unbekannte, der die Riste mit Sprengstoff in der Gastwirtschaft eingepreßt hatte, von wo sie nach der roten Hülse gebracht wurde, der Kommunistischen Partei als Mitglied angehört. Es handelt sich um den Arbeiter Heinrich Buchholz, geboren am 11. März 1900 an Bergen im Kreise Lachow, der bis zum März in Hannover beschäftigt war.

Buchholz, der auch für den Sprengstoff-Anschlag auf die Vorwärts-Bank in Betracht kommt, hat hier am 11. d. M. einen Reisepass für Island und Ausland erhalten und ist seit Freitagmittag flüchtig. Er hält sich wahrscheinlich bei Parteigenossen verborgen und wird versuchen, mit Hilfe des Passes über die Grenze zu kommen. Die in der Riste enthaltenen Sprengstoffe stammen aus dem oberhalb der

Deisterpforte gelegenen Steinbruch der Hannoverischen Kalk- und Mergelwerke in Springe. Dort ist nach Aussage der beiden Steinbruchmeister im Juni v. J. ein Einbruch in die Pulverräume ausgeführt worden, bei dem etwa 10 Kilo. Sprengstoffe gestohlen worden sind. Die Meister, die befürchteten, wegen Nachlässigkeit zur Verantwortung gezogen zu werden, haben den Diebstahl damals nicht gemeldet und den entwendeten Sprengstoff im Tage-Buch als verbraucht eingetragen.

Munitionsexplosion in Hohenneudorf

L. U. Berlin, 18. Juni. Wie eine Berliner Korrespondenz meldet, ereignete sich am Montag vor-mittags in dem Berliner Vorort Hohenneudorf eine gewaltige Detonation im Dachstuhl des Hauses Vitoriastraße 9. Eine starke Explosion schlen-derte Dachziegel und Sparren nach allen Seiten und im nächsten Augenblick stand das ganze Dachstuhl in Flammen. Fortwährend ertönten kleinere Detonationen, wiederholtes Knattern deutete darauf hin, daß Gemeinmuniten in Brand geraten war und fortgesetzt explodierten. Die freiwillige Feuerwehr von Hohenneudorf, die mit allen verfügbaren Kräften gegen den Brand vorging, konnte nicht verhindern, daß die Dachkonstruktion völlig ausbrannte. Da es sich offensichtlich um die Explosion eines Waffenlagers handelte und bei den Aufräumarbeiten in einem Winkel des Bodenraumes ein altes französisches Maschinengewehr, 11 moderne Gewehre und zahlreiche Hülsen von Infanterie-Patronen gefunden wurden, wurde die Landeskriminalpolizei zur Untersuchung des Falles nach Hohenneudorf entsandt. Bei der Vernehmung erklärte der Besitzer des Hauses, ein früherer Flieger namens Elfers, wie der im Ober-geschloß wohnende Maurer Necks, die beide Mitglieder des Stahlhelms sind, daß die explodierten Infanterie-Munition auf dem Boden des Hauses aufgestapelt gewesen sei. Beide bestritten aber, von dem Vor-handensein der Handfeuerwaffen etwas gewußt zu haben. Die Zahl der explodierten Patronen wird auf mehr als 1000 Schuß geschätzt. Genauer wird erst der Abschluß der kriminalpolizeilichen Ermittlungen ergeben. Die Ursache des Brandes wird in der Selbstentzündung von Kohlenvorräten erblickt.

Großfeuer in Moabit

L. U. Berlin, 19. Juni. Am Dienstagmittag brach in der chemischen Fabrik Dr. Laboschin im Nord-westen Berlins ein Großfeuer aus, das der Feuer-wehr enorme Mühe und Arbeit verursachte. Baurat Lindner war mit dem 7. Zuge schnell zur Stelle. Als er auf der Brandstelle ankam, hatten die Flammen schon eine derartige Ausdehnung erreicht, daß weitere fünf Löschzüge angefordert werden mußten. Von allen Seiten ging die Feuerwehr gegen den riesigen Brand, der das Fabrikgebäude in ein einziges Flammenmeer füllte, vor, um das Feuer einzu-zufangen, das an den leicht brennbaren Materialien, die in den Räumen der in dem Gebäude befindlichen chemischen Fabrik lagen, reiche Nahrung gefunden hatte. Mit sechs Schlauchleitungen wurde Wasser gegeben, um wenigstens die angrenzenden Gebäude wirksam zu schützen. Die Ursache des Brandes soll auf den Leichtsinn eines Fabrikangestellten zurückzu-führen sein. Diefem war ein Meßzylinder in eine Tonne mit Alkohol gefallen. Als er ein Streichholz in Brand setzte und in die Tonne hineinsteckte, soll sich die Explosion ereignet haben. Gegen 5 Uhr schien die größte Gefahr bereits beseitigt zu sein, so daß ein Teil der Löschzüge bereits abrücken konnte.

Wie die Telegraphen-Union weiter erzählt, hat der Brand, der in den Räumen der Firma Dr. Laboschin entzündet, das zweite bis vierte Stockwerk des ersten und zweiten Obergeschosses und der zugehörigen Seitensüßküche in ganzer Ausdehnung erfaßt. Den Bemühungen der Feuerwehr gelang es, fünf Per-sonen aus dem brennenden Gebäude mittels Sprung-laternen und sieben Personen über mechanische Leitern zu retten. Der Expedient Wojnowski, der schwere Brandwunden erlitten hatte, mußte ins Krankenhaus geschafft werden. Die Feuerwehr, deren Arbeit Oberbranddirektor Sempff persönlich leitete, be-kämpfte das Feuer mit 8 B- und 4 C-Rohren.

Oldenburger Landes-theater

Sommerpreise!

Mittwoch, 19. Juni. 7.30 bis 10.30 Uhr: „Der liebe Augustin“. Preise 0.50 bis 4 M.

Donnerstag, 20. Juni. 7.30 bis 10.30 Uhr: „Rivalen“. Al. Preise 0.50 bis 2.50 M.

Freitag, 21. Juni. 7.30 bis 10.30 Uhr: „Der Waffenschmied“. Kleine Preise, 0.50 bis 3.00 M.

Sonnabend, 22. Juni. 7.30 bis 10.30 Uhr: „Rivalen“. Kleine Preise 0.50 bis 2.50 M.

Sonntag, 23. Juni. 3.30 bis 6 Uhr: „Rivalen“. Al. Preise, 0.50 bis 2.50 M.

7.30 bis 10.30 Uhr: „Der liebe Augustin“. Preise 0.50 bis 4.00 M.

Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß der letzte Zug nach 7.30 Uhr täglich in Oldenburg abgeht und in Gande-Winkel hat, wobei man um 0.45 Uhr in Feuer eintrifft.

Heidmühle
Aufvermietung
Telephon 247
Joh. Lottmann

Die Ueberführung der Leichen

der Segelflieger Schulz und Kaiser.

L. U. Marienburg, 19. Juni. Die tiefe Trauer, in die die Bevölkerung Marienburgs durch den Tod des Weltrekordsegelfliegers Ferdinand Schulz und seines Begleiters Kaiser verfaßt ist, prägt sich auch heute noch im Straßenbild der Stadt aus. Zahlreiche Ge-bäude haben Halbtrauer geflaggt. Am Dienstag um 18.30 Uhr werden die Leichen der beiden Flieger von Stettin nach Marienburg überführt werden. Die einseitige Aufbahrung der Leichen erfolgt in der St. Johannis-Schule. Während der Nacht wird der Westpreussische Verein für Luftfahrt eine Ehrenwache an den Särgen stellen. Am Mittwochvormittag 8 Uhr findet dann eine schlichte Trauerfeier statt, worauf die Leiche Ferdinand Schulz zur Beisetzung nach Heilsberg überführt wird. Kaiser wird am Mittwoch um 16 Uhr auf dem Marienburger Jerusalem-Grichhof beerdigt werden.

Handel und Verkehr.

Der durchschnittliche Berliner Börsen-Korrespondenzpreis für 1000 Kilo betrug in der Woche vom 3. bis 8. Juni d. J. ab märkischer Station 185,20 RM.

Bremen, 17. Juni. Weizen: Manitoba 11 Juni-Juli 10,80, do. 11 Juni-Juli 10,60, Barusso (79 kg.) Juni-Abladung 9,40, Hardwinter 11 Juli-Abladung 10, Rolaf (79 kg.) Juni-Abladung 9,50. Roggen: Deutscher 10,50 (golfrei), La Plata 9,25, Gerste: La Plata 62-63 kg 8,35, Golf 8,15, Marokkogerste 7,85, Kanada 11 Original 8,25, do. 17 8,45. Hafer: La Plata 8,40, Goldhafer 11,25, Mais: La Plata 9,20, gelber Java 9,00, Wilo Rahr 7,80. Tendenz: Stetig.

Hamburg, 15. Juni. Getreide. Weizen 230 bis 232, Roggen 208 bis 210, Hafer inf. 200 bis 202, Sommergerste 185 bis 190, Do-naugerste 159 bis 160, Marokko-Tunis-Alger-Gerste 150 bis 151, La Plata Mais 166 bis 168 RM. per 1000 Kilo.

Bremen, 15. Juni. Baumwoll. Ameri-kanische Baumwolle middling, Universal Standard, 28 mm staple, 100 notierte heute offiziell 21,18 Dollar-Cents, gegen 21,20 Dollar-Cents am 14. Juni per lb.

Berlin, 15. Juni. Butterbericht. 1. Qua-lität kostete 1,57, 2. Qualität 1,48, abfallende 1,32 RM.

Viehmärkte.

Zentralviehmarkt Oldenburg, 18. Juni. (Mittl. Marktbericht.) Zucht- und Nutztiermarkt. Auftrieb: 143 Stück Großvieh, darunter 16 Kühe. Es kosteten: Hochtragende Rinde 1a Sorte 700-750, 1b Sorte 600-675, 2. Sorte 475-525, 3. Sorte 325 bis 425, tragende Rinder 1. Sorte 425-500, 2. Sorte 300 bis 400, glatte Rinder und Weidetiere 175-250, Zucht-kühe, bis 2 Monate alt, 80-120, bis 14 Tage alt 40-70 M. Ausgeschufte Tiere in allen Gattungen über Notiz. Marktverkauf: Nutztier, beste Rinde ge-sucht. - Nächster Zucht- und Nutztiermarkt: Dien-stag, 25. Juni.

Nordsee, 17. Juni. Dem heutigen Ma-rkennote waren etwa 230 Gerfel und etwa 100 Schweine zugeführt. Preise: Gerfel 34 bis 39, Schweine 40-90, tragende Sauen bis 223 Reichsmark. Das Guder Dorf wurde mit 9,55 Reichsmark bezahlt.

Der Wetterbericht

Donnerstag, 20. Juni: Mäßige südliche bis süd-westliche Winde, heiter bis wolfig, wärmer. Frühweiser Gewitter.

Freitag, 21. Juni: Mäßige südwestliche Winde, wolfig, wärmer, Gewitterneigung.

Unsere heutige Nummer umfaßt 8 Seiten.

Für die Schriftleitung verantwortlich: F. A. Lange. Druck u. Verlag C. E. Metzger & Söhne, Jever.

Ein großer Fortschritt
im Reiche der Frau!



IMI
Henkels Spül- und Reinigungs-Mittel

der neue flinke Helfer, erleichtert alle Reinigungsarbeit im Haushalt
die feinsten Geschirre blitz-sauber und verschont sie mit her-sichtlichem Glanz Porzellan, Glas, Marmor, Stein, Holz und Metall, alles macht IMI viel schneller rein. Selbst die schmutzigsten Geräte, wie Messer, Spateln, Behälter usw., werden frisch, sauber und ge-ruchlos. Dazu ist IMI sehr ergiebig. Nur 1 Elßkel auf 10 Liter hei-ßes Wasser - 4 Elmer, Wesparsam!

Versuchen Sie Ihren zeitsparenden Helfer.

Henkels Spül- und Reinigungs-Mittel
für Haus- und Küchengerät
Hergestellt in den Porzell-Werken

Gemeinde Cleverns

Hunde in der Gemeinde Cleverns sind bis zum 1. Juli 1929 bei Vermeidung doppelter Steuer beim Gemeindereschnungsführer anzumelden.
Joh. Janßen.

Verchiedenes

Mehdeverkauf bei Schortens.

Herr Hermann Brader, Moorwarden, läßt
Donnerstag, 27. Juni d. J., nachm. 7 Uhr,
auf seinen Ländereien an der Chaussee Schortens-Schoolt
12 Matten beste Allandsmehde

4 Matten Neulandsmehde

in passenden Abteilungen
Öffentlich meistbietend mit Zahlungsfrist durch uns ver-
kaufen, wozu wir Kaufliebhaber einladen.
Jever. **Erich Albers & Fink,**
Auktionatoren.

Moorland bei Jever.

Herr Landwirt Friedrich Warner in Aldernhausen läßt
Mittwoch, den 26. Juni d. J.,
nachm. 7 Uhr,

durch uns
5 Matten sehr gut besetzte
Allandsmehde

in passenden Abteilungen
Öffentlich meistbietend mit Zahlungsfrist verkaufen. Das Land liegt
am Moorlandswege nahe der Eisenbahn.
Wir laden Kaufliebhaber ein.
Jever. **Erich Albers & Fink,**
Auktionatoren.

Schwemme bei Cleverns

Herr Landwirt S. Duten daselbst läßt am
Dienstag, 25. Juni d. J., nachm. 7 Uhr,
durch uns

12 Matt sehr gut besetzte
Allandsmehde

in passenden Abteilungen öffentlich meistbietend mit
Zahlungsfrist verkaufen, wozu wir Kaufliebhaber
einladen.
Jever. **Erich Albers & Fink,**
Auktionatoren.

Sillenstede

Die den Erben des kürzlich verstorbenen Rentners Fr.
Delricks gehörende, sehr schön an der Chaussee belegene

Besitzung,

bestehend aus dem Wohnhause nebst
Stall und großem Garten sowie einer
direkt beim Hause belegenen Weide,
soll zum sofortigen Antritt verpachtet werden.
Relevanten bitte ich, sich mit mir in Verbindung zu
setzen.
Jever. **Wilhelm Albers,**
amtl. Auktionator.

Heidemühle.

Für betreffende Rechnung werde ich
Freitag, 21. Juni d. J., nachm. 2 Uhr,
bei Gerhard Warntjens Wirtschaft in Heidemühle
1 siebenjähr. schwarze Stute,
mehrere Schafe,
40-50 große und kleine Schweine
Öffentlich meistbietend auf Zahlungsfrist verkaufen.
Käufer ladet freudl. ein

Heidemühle.

Freitag, den 21. Juni 1929, nicht Donnerstag, 20. Juni,
nachmittags 4 Uhr,
verkauft ich bei Gerhard Warntjens Wirtschaft in Heidemühle:
1 Brennabor-Rimonsine, Sechsfüßiger
eventuell auf Zahlungsfrist.
Heidemühle. **Fritz Haschen**
Fernsprechanruf: Postagentur Heidemühle.

Mehde-Verkauf.

Langwerth. Herr Kaufmann Hinken das. läßt
Sonabend, 22. Juni d. J., nachm. 5 Uhr
auf seinem Sande beim Saule

plm. 10 Grasen allerbeste Mehde
in Abteilungen
auf Zahlungsfrist verkaufen, wozu Liebhaber hierdurch
freundl. einlade.
Nach benötigtem Verkauf soll die

Nachweide

verpachtet werden.
Sande. **Johann Gädelen,**
Auktionator.

Mehde-Versteigerung bei den Delants
in Sande.

Die Aktiengesellschaft „Mitag“ läßt am
Sonabend, dem 6. Juli,
nachmittags 6 Uhr pünktlich,
bei den Delants in Sande die

Mehde

(erster und zweiter Schnitt)
Öffentlich meistbietend auf 6monatige Zahlungsfrist
versteigern.
Rüstringen. **Aukt. Neents**
Fernruf 632



Seiden-Strümpfe

aus la Waschseide

Mein Schlager

Fehlerfrei.
Paar 2.75 Mark

Julius Quedens

Jever

Jever.

Grasverkauf

im Schloßgarten am
Freitag,
den 21. Juni 1929,
nachm. 4 Uhr.

Käufer werden hiermit
eingeladen.
Wilhelm Albers,
amtlicher Auktionator.

Freitag,
den 21. Juni 1929,
nachm. 6 Uhr,

werde ich
3 1/2 Matten dichtbesetzte
Mehde

im Moorland belegen,
Öffentlich meistbietend auf
Zahlungsfrist verkaufen.
Käufer wollen sich beim
Hause des Herrn J. Hertens
in Eickbennmoor verlan-

men.
Wilhelm Albers,
amtl. Auktionator,
Jever.

Wulfswarfe.
Landwirt Wilhelm Blohm
läßt

Donnerstag,
den 27. d. Mts.,
nachm. 6.30 Uhr,

12 Matten schwere
Allandsmehde

Öffentlich meistbietend auf
dreimonatige Zahlungsfrist
verkauft.

Sajo Jürgens,
Sohentkirchen.

Landwirt Wilhelm von
Cölin in Heidemühle läßt

Mittwoch,
den 26. d. Mts.,
nachm. 7 Uhr,

bei dem Dorfe Sohentkirchen
2.54 Matten schwere
Allandsmehde

Öffentlich meistbietend auf
dreimonatige Zahlungsfrist
verkauft.
Sajo Jürgens,
Sohentkirchen.

Landwirt Wilhelm von
Cölin in Heidemühle läßt

Mittwoch,
den 26. d. Mts.,
nachm. 7 Uhr,

bei dem Dorfe Sohentkirchen
2.54 Matten schwere
Allandsmehde

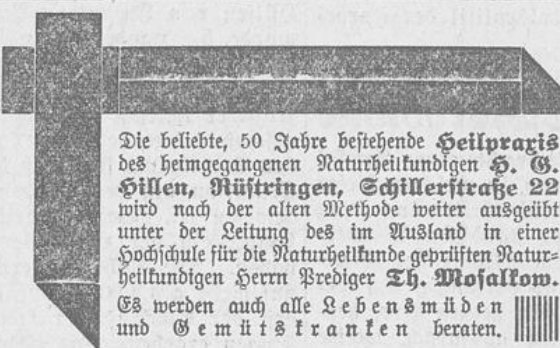
Öffentlich meistbietend auf
dreimonatige Zahlungsfrist
verkauft.
Sajo Jürgens,
Sohentkirchen.

Landwirt Wilhelm von
Cölin in Heidemühle läßt

Mittwoch,
den 26. d. Mts.,
nachm. 7 Uhr,

bei dem Dorfe Sohentkirchen
2.54 Matten schwere
Allandsmehde

Öffentlich meistbietend auf
dreimonatige Zahlungsfrist
verkauft.
Sajo Jürgens,
Sohentkirchen.



1 Arbeitspferd

(Bittauer), ausgefit und fromm,
1 guterhaltener
Aderwagen

auf dreimonatige Zahlungs-
frist zu verkaufen. (7478)
Kaufliebhaber wollen um-
gehend mit mir in Unter-
handlung treten.
Wilhelm Albers
amtlicher Auktionator
Jever.

Friedrich-
Augustengroden
Rentner Verthold Hinrichs
läßt am
Mittwoch, 26. d. M.,
nachmittags 5.30 Uhr,
auf seinem Landgut zu
Friedrich-Augustengroden
5.65 Matten beste
Allandsmehde

direkt bei der Herde be-
legen, öffentlich meistbietend,
auf 3monatige Zahlungsfrist
verkauft.
Im Anschluß an den Mehde-
verkauf wird die

Nachweide verpachtet
Sajo Jürgens,
Sohentkirchen.

Verkaufe noch
16 Grasen allerbeste
Allandsmehde

belegen an der Straße und
Bahnhof Sande.
Ed. Foting, Sande

Verpachtung
eines Geschäftshauses
in Heidemühle.

Termin zur Verpachtung
des Herrn Dr. med. Gessel
in Schortens gehörigen, zu
Heidemühle an günstiger
Lage belegenen (7406)

Zimmer- und
Maurergefellen
ge sucht. Dehn, Wey,
Accum. Baumunternehmer.

Gesucht ein Knecht
von 16 bis 17 Jahren. (7466)
Koffhauen. Evers.

Kleinknecht gesucht
(7490) Evers, Wardeburg.

Jüngeres Mädchen
und
jüngere Knecht
auf sofort gesucht.
Emil Freese,
Sohewart bei Sillenstede.

Gesucht baldigst ein ge-
bildetes, durchaus erfah-
renes (7471)

junges Mädchen
(30-35 J.) zur selbständigen
Führung eines gr. feineren
Privathaushalts (Älter. Ehe-
paar). Mädchen vorhanden.
Frau J. Müller.
Brate i. O. Raje 7.

Gesucht auf sofort ein
Dienstmädchen
oder (7482)

einfach. jung. Mädchen
für Haushalt und Melken.
Bernhard Laddigs.
Sillensteden.

Für die Reise

Leichte Unterzeuge
Touristenhemden
Gürtel, Stöße
Sportstrümpfe
Leichte blaue Mützen
Leichte Sportmützen
in den modernen Farben
Wilh. Strund

Motorräder

Für die Zündapp-Maschine,
300 ccm, Stahlrahmen, ist der
festgelegte Verkaufspreis nicht
950.- Mk., sondern
nur 850 Mk.

Kr. Kleinsteuber, Jever

B Viehsalz
empfiehlt
Sans Bunde,
Altarmesfel.

Touristen- Artikel

Rucksäcke, Handkoffer
Feldflaschen
Trinkbecher
Besteck, Butterdosen
Ehgeschirre usw.
bei (7483)

Gerh. Müller
Neue Straße

Goldgelb
echt östfr. Tee

schmeckt doch noch
am besten. (10124)
Alleinvertauf:
Johann Sjuts
Fernruf 702 Jever

Neue Lieferung:
Blane Knaben-Radett-
Hosen
Gestreifte dito Blusen
A. Mendelsohn

Marmeladen
und **Gelees**
werden ohne langes Kochen
durch Zusatz von

Opetta
haltbar hergestellt.
Vorrätig in kleinen und
größeren Flaschen
bei (7479)

J. H. Cassens

Feiner garter Spargel
frischer Blumenkohl
neuer Spitzkohl
neue Raritätskohl
10 Pf. 1.30 Mk.
J. Burckard

Neue Hiel. Erdbeeren
Wiesmoor-Tomaten
Apfeln u. Bananen
J. Burckard

Verloren
von der Schule Jungfern-
busch bis Bahnhof Heidemühle
eine Briefkiste mit Inhalt.
Bitte abzugeben gegen hohe
Belohnung bei Frau Körner,
Schule Jungfernbuch. (7485)

**Krieger-
Verein**
Schortens

Zum Verbandsfest am
Sonntag, dem 23. d. Mts.,
in Accum verammeln sich
die Kameraden in Eagers
Saal daselbst.
Antritt 2.30 Uhr nachm.
Zahlreiche Beteiligung er-
wartet Der Vorstand

NB. Kameraden, die für
sich oder Angehörige Fahr-
gelegenheit wünschen, wollen
sich bis Freitag abend 7 Uhr
melden. D. D.

**Kloosthiefer- u. Bopel-
verein „An de Water-
lant“, Ralpershof**
Sonntag, den 23. Juni,
Öffentliches
Kloosthiefen
Böhm, Saalstücken sowie
Jugendwerken. (7407)

Nach der Preisverteilung
gemüthlicher Tanz
Es ladet freil. ein
Der Vorstand Der Wirt

Sillenstede

Das diesjährige Jugendschießfest
findet am 21. Juli statt

Budenbesitzer wollen sich wegen Verteilung
der Plätze bei Herrn Sünemann melden.

Das Blinden-Konzert

findet am 22. Juni, abends 8 Uhr,
in Jever, Marien-Gymnasium, statt.
Karten sind an der Abendkasse zu haben.

Sport-Kleider

in Panama, Rips, Tolle, Sonen,
Travels usw. im Schaufenster.

Bruns & Remmers, Jever

Ausführung von sämtlichen Dachdeckerarbeiten

Aug. Stahl, Dachdeckermeister
Fernruf 829 Jever Mühlenstraße 43

Bienenkörbe
und Aufzüge
empfiehlt (7851)

J. H. Cassens

Ar. 702
anrufen und Sie
erhalten schnellstens
Gemüse,
Apfelmöwen
usw. frei Haus
Joh. Sjuts

Stellen-Anzeigen

für den
**Personal-Anzeiger
des Daheim**

werden durch unsere Geschäftsstelle Wanger-
straße 13 ohne Spesenzuschlag vermittelt
Das Publikum hat nur nötig, die kleinen
Anzeigen bei uns abzugeben. Die An-
zeigenpreise des „Daheim“ sind im Vergleich
zur hohen, aber ganz Deutschland gebenden
Anlage und der zuverlässigen Infor-
mation niedrig; sie betragen gegenwärtig
100 Pfg. für die Zeile (= 7 Silben) bei
Stellenangeboten und nur 75 Pfg. bei
Stellengesuchen. Wir empfehlen, die An-
zeigen frühzeitig aufzugeben.

Die Geschäftsstelle
des Jeverischen Wochenblattes

Reparaturen

an Dreschmaschinen, Strohpressen, Motoren,
Garbenbindern, Mähmaschinen, Gartma-
schinen, Pflügen u. Eggen werden prompt
und fachgemäß ausgeführt bei

H. Janßen, Jever, Schlachte 20
Fernsprecher 371.

Ihre Verlobung geben bekannt:
Therese Gembler
Hermann Janßen
Oldewarfen. Carolinenfel. s. St. Wittmund
18. Juni 1929.

Nach kurzer schwerer Krankheit entschlief
heute abend 7 1/2 Uhr meine einzige, innigst-
geliebte Tochter, unsere gute Schwester,
Schwägerin und Tante

Rita Helene
im Alter von 22 Jahren.
In tiefer Trauer:
Hermann Dirks
und Kinder.

Gr. Charl.-Groden, 17. Juni 1929.

Beerbigung findet statt am Freitag, dem
21. Juni 1929, um 3 Uhr auf dem Friedhof
in Carolinenfel.

Nach kurzer schwerer Krankheit entschlief
heute abend 7 1/2 Uhr meine einzige, innigst-
geliebte Tochter, unsere gute Schwester,
Schwägerin und Tante

Rita Helene
im Alter von 22 Jahren.
In tiefer Trauer:
Hermann Dirks
und Kinder.

Gr. Charl.-Groden, 17. Juni 1929.

Beerbigung findet statt am Freitag, dem
21. Juni 1929, um 3 Uhr auf dem Friedhof
in Carolinenfel.

Die Reparationspflicht unserer Kinder

Von Franz C. Koch

Es ist richtig, Klarheit darüber zu schaffen, welche Verpflichtungen im einzelnen der neue Reparationsplan Deutschland auferlegt, welche Möglichkeiten er enthält, welche Gefahrenpunkte und welche Momente einer wirklichen Besserung gegenüber dem bisherigen Zustand. Es wird gut sein, wenn man sich immer wieder mit dem Youngplan in allen seinen Einzelheiten beschäftigt, und jeden seiner Teile nach ihrer tatsächlichen Bedeutung zu würdigen sucht.

Einem besondern Interesse begegnet in der deutschen Öffentlichkeit die Frage, wie sich eigentlich die tatsächlichen Verpflichtungen Deutschlands in den Jahren 1926 bis 1928 stellen, in denen keine Zahlungen für irgendwelchen Wiederaufbau, das heißt unmittelbar zu Gunsten der alliierten Gläubigerstaaten mehr zu leisten sind, sondern lediglich solche, die gerade die alliierten Schuldverschreibungen an die Vereinigten Staaten decken. Rein ziffernmäßig ergeben die Annuitätentabellen des Pariser Schlußberichtes nach einer Höchstzahl von 2428,8 Millionen Reichsmark im Jahre 1926/27, also dem 27. Jahre des Young-Schemas, ein Minimum auf 1807,7 Millionen Reichsmark im Jahre 1928/29. Dann steigen die Annuitäten wieder allmählich an bis 1930/31, wo sie 1711,3 Millionen Reichsmark betragen, um dann erst langsam, dann schnell bis zum niedrigen Betrage von 897,8 Millionen Reichsmark im allerletzten Reparationsjahre 1937/38 abzusinken. Diese letzten 22 Annuitäten haben, auf die Gegenwart berechnet, einen Kapitalwert von etwas über zwei Milliarden Reichsmark, das heißt annähernd ebensoviel wie die Durchschnittsannuität der ersten 37 Jahre einschließlich des Zinsen- und Tilgungsdienstes der Dawes-Anleihe beträgt. Es ist festzustellen, daß all diese Ziffern eine Verpflichtung darstellen, die lediglich Deutschland belastet. Nur unter gewissen Umständen können die deutschen Zahlungen in den letzten 22 Jahren sich verringern, und der Youngplan sieht dafür ein ziemlich kompliziertes Schema vor.

Der glückliche Fall ist der, daß die Vereinigten Staaten in einen vollen oder teilweisen Verzicht auf ihre Schuldverpflichtungen an die Alliierten einwilligen. Dann kommt der Schuldennachlaß, so weit er sich auf die letzten 22 Jahre bezieht, hundertprozentig Deutschland zugute. Falls Amerika also etwa bis zum 31. März 1926 seine ganzen Forderungen streicht, ist damit Deutschland aller weiteren Verpflichtungen aus dem neuen Reparationsplan ledig. Hierbei ist aber zu beachten, daß die Last von Verhandlungen über eine solche Verzeihung des Schuldbuches auch lediglich bei Deutschland liegen wird, weil die Alliierten, die jetzt noch Schuldner sind, für die letzten 22 Jahre kein unmittelbares materielles Interesse mehr am amerikanischen Entgegenkommen haben. In den ersten 37 Jahren liegen die Dinge anders, als von jedem 100 Dollar, auf die Amerika verzichtet, Deutschland 66,6 zugute kommen werden, während 33,3 Dollar die Alliierten für sich buchen können mit der Maßgabe, davon 8,8 Dollar in einen Spezialfonds der Reparationsbank einzuzahlen.

Eine zweite Möglichkeit für Deutschland, von einem Teil der Zahlungen der letzten 22 Jahre entlastet zu werden, liegt in den Bestimmungen über die Gewinnverteilung der Reparationsbank, deren

Kapital bekanntlich rund 400 Millionen Reichsmark betragen wird. Es soll einmal, um eine Rechnung zu ermöglichen, angenommen werden, daß der Reingewinn der Bank jährlich volle 25 Prozent beträgt, also rund 100 Millionen Reichsmark. Dann werden hiervon (abgesehen von Zuwendungen an den gesetzlichen Reservefonds) zunächst 6 Prozent Dividende ausgeschüttet = 24 Millionen Reichsmark. Vom Rest erhalten 20 Prozent = 15,2 Millionen Reichsmark, die Aktionäre als Zusatzdividende. Die Hälfte des Restes fließt dem allgemeinen Reservefonds zu so daß — immer den sehr unwahrscheinlichen Fall des jährlichen Reingewinns von 100 Millionen Reichsmark vorausgesetzt — 30,4 Millionen Reichsmark verbleiben. 25 Prozent hiervon, also 7,6 Millionen Reichsmark, sollen schließlich dazu verwendet werden, Deutschland die Zahlung der letzten 22 Annuitäten zu erleichtern. Was die Annullierung dieser jährlichen Summe, die, wie gesagt, rein theoretisch ist und sicher niemals erreicht werden kann, an tatsächlicher Erleichterung für diese 22 Jahre bedeutet, ergibt sich aus der einfachen Berechnung, daß erst ihr Sechsfaches die volle Bezahlung der Annuitäten von 1926 bis 1928 ermäßigen würde. In der Praxis muß sich Deutschland also darauf einrichten, fast die vollen Annuitäten der letzten 22 Jahre später einmal allein und aus Eigenem aufbringen zu müssen. Das ist die Reparationspflicht unserer Kinder.



Die erste Fernsehgesellschaft in Deutschland

Der englische Erfinder Baird vor seinem Fernsehapparat. Das Bild erscheint in dem hinten sichtbaren quadratischen Auschnitt.

Was Faschisten im Stande sind

Schreibt der sozialistische „Vorwärts“ als Überschrift einer schrecklichen Gräueltat von Bayern, die einem Genossen die Milchlieferei gesperrt hätten, weil einer ihrer Freunde aus dem Heim ausgewiesen war.

Was Faschisten im Stande sind, zu schaffen, das drängt sich auf Schritt und Tritt dem Reisenden in Italien auf, wenn wir auch vieles in Italien ablehnen, vor allem die durch nichts gerechtfertigte Behandlung der Deutschen in Tirol, so können wir doch manches in Italien auch lernen. Einer der Reisenden, die von einer Frühjahrsreise durch Italien zurückgekommen sind, schildert uns, wie man es dort versteht, vor allem der Landwirtschaft Hilfen zu geben, damit diese mehr und mehr die Befestigung des Landes mit eigener Ware durchführen kann. Das es in ganz Italien keine Banane gibt, ist schon mehrfach erwähnt. Es ist tatsächlich auch in den größten Luxushotels unmöglich, sich eine solche Frucht zu besorgen. Aber bis Mitte Mai gab es in ganz Italien auch keine Tomate, obwohl der Italiener sich ein Abendessen ohne eine große Schüssel Spagetti mit Tomatensauce kaum denken kann. Bei uns in Deutschland hat man die köstliche Frucht schon seit Februar in allen Geschäften von den Kanarischen Inseln oder sonst wo aus Afrika. In Italien heißt es: Benutzt hübsch das Eingemachte aus dem vergangenen Jahre, bis in unseren eigenen Gärten neue Früchte gewachsen sind. Um den 15. Mai tauchten die ersten grünen Zweige mit wallnussgroßen Früchten auf und um den 20. Mai herum kamen aus Sizilien und den südlichen Provinzen die ersten voll erwachsenen Früchte. So geht es mit allem. Auch der früher in Italien köstliche dicke ägyptische Spargel ist verschwunden. Der eigene Bauer soll erzeugen und dafür das Geld erhalten, nicht irgend ein Landwirt in Afrika oder Amerika.

Um die Erzeugung des Landes zu steigern, werden ebenso aber auch die Strecken, welche bisher gänzlich ungenutzt als Heide oder Sumpf nur der Verbreitung von Krankheiten dienten, in größtmöglichem Maße der Kultur angeführt. Wenn der Reisende in älteren Handbüchern liest von den furchtbaren pontinischen Fieberkümpfen zwischen Rom und Neapel oder von den weiten sumpfigen Heideflächen bei Vattipaglia, oder wenn der Reisende weiter liest von dem Lande am Golf von Tarent, das „einst fruchtbar war, jetzt aber elend kultiviert ist“, und er fährt hier durchs Land, das einst Heide und Moor erfüllte, dann zeigt sich überall ein erstaunlicher Fortschritt: Kanäle haben den Sumpf entwässert und weite Felder, lippige Weiden sind im großen Umfang bereits überall an die Stelle der Unfruchtbarkeit getreten. Hier sieht man bereits goldene Getreidefelder emporsteigen, dort weite Gebiete des Landes bepflanzt mit den stacheligen Artischocken und anderen Gemüsearten, welche der Ernährung der Großstädte dienen, selbst Wildpflanzungen und Orangerien sind allenthalben schon emporgewachsen, und überall regt sich das Streben, aus der eigenen Scholle alles herauszuholen, was das eigene Land braucht. Es darf unter keinen Umständen Geld ins Ausland geworfen werden, das dem eigenen Landwirt zukommt.

Wann wird man in Deutschland endlich lernen, daß in dieser Erkenntnis die festeste Basis für eine geordnete aktive Finanz- und Wirtschaftspolitik begründet liegt?

Was heute noch möglich ist

Der Berliner „Volksbeobachter“ schildert ein Fest, das ein Berl. Großindustrieller in seiner Villa auf dem „Spiel der Wellen“ gab. Es war eine Art Faschabendball; die Gäste wurden gebeten, im Strandkostüm à la Bido zu erscheinen. „Man muß

gestehen, daß die Damen in ihren kostbaren Badekostümen angezogen waren als in ihren tiefgefaltenen Ballkleidern. Es fiel auf, daß die beiden großen Säle, in denen sonst gebadet und gespeist wurde, ängstlich verschlossen gehalten wurden. Nach einigen Cocktails, deren Zusammenstellung selbst den besten Kennern rätselhaft blieb, — die Wirkung hingegen bekamen alle zu spüren — erscholl laute Jazzmusik aus den Nebenräumen, die Flügeltüren wurden von Bademeistern auseinandergezogen und ein Riesenschwimmbassin bot sich den Augen, das beide Räume ausfüllte. Das Riesenschwimmbassin war eine mit äußerster Raffinement und großer technischer Feinheit erbaute und ausgeführte Arbeit eines bekannten Schwimmers, dem es gelang, zwei große Räume unter Wasser zu fassen, ohne den Räumern Gewalt anzutun. Ein Aufschlag an der Wand verführte, daß das Wasser 24 Grad Wärme hatte. Gummipuppen, Kissen und Pflöcke schwammen im Wasser umher, und an den Wänden des kleinen Saales führten kleine Treppen zu puppenhaften Badefächern, die alles enthielten, was zwei Menschen für eine glückliche Stunde benötigten. Den Höhepunkt des Festes bildete ein schwimmendes, kaltes Buffet mit den erlesensten Speisen und Getränken. Die Gäste stürzten sich ins Wasser und blieben stundenlang darin. Es war ein Wasserfest, wie es wohl keine Stadt der Welt bisher gesehen hat. Elektrische Trockenapparate trockneten die Gäste in wenigen Sekunden. Um 24 Uhr gab es eine Ueberrafung: Hunderte von lebenden Fischen wurden aus Neben in das Bassin getan, und man begann ein Wettfischen, das die Lustigkeit noch erhöhte. An den Wänden zogen sich vielerlei breite Gänge entlang, auf denen Angler standen. Man fischte sich aber nicht nur junge Hechte und Schleien, auch auf Frauen und Männer legte man die Angel an, und es fiel auf, daß hier die Damen der weit aktivere Teil waren.“



Stärker als zwei Flugzeuge.

Der jugoslawische Artist Baria verblüffte kürzlich eine große Zuschauermenge auf dem Flugplatz bei Paris, als er allein durch die Kraft seiner Arme zwei Flugzeuge in entgegengesetzter Flugrichtung am Start hinderte.

Kraft

Roman von C. Dressel.

(Nachdruck verboten.)

25)

(Fortsetzung.)

„Gott bewahre“, lachte sie heiter, „wenn ich nicht arbeite, bin ich ein ganz gewöhnliches Herdentier, das Gesellschaft braucht, und du oder Hans Jörg kann ich immer haben, sollte Lorenz desertieren. Bitte, sehen Sie nicht so rätselhaft aus, Doktor. Sie brauchen wirklich keine Kuranordnungen auszufüllen, mir fehlt absolut nichts Besonderes.“

Nachdem Fresen gegangen, verließ auch sie das Atelier, um sich in ihr Boudoir zu begeben.

Während sie noch überlegte, ob sie versuchen solle, diesen Schaffers, von denen sie alle so viel Aufhebens machten, einen freundlichen Eindruck abzugewinnen, trat Hans Jörg bei ihr ein.

Hans Jörg sah sehr merkwürdig aus, als er bei Jutta eintrat. Seine im allgemeinen rosige Gesichtsfarbe hatte einen grauhaften Ton, und der glanzlose Blick behauptete mühsam eine täuschende Heiterkeit. Auch seine sonst immer tadellose äußere Eleganz war nicht einwandfrei. Er hatte einen zerdrückten Kragen, und die Krawatte, ein Selbstbinder, war ungeachtet verschlungen, zum achtsamen Knoten.

Das fiel Jutta zunächst auf, weil sie ihn jederzeit à quatre épingles zu sehen gewohnt war. Sie hielt ihm lächelnd einen kleinen Stehspiegel vor. „Guck da mal hinein, Bübche, hast deinen wohl zerbrochen?“ Aber noch, wie sie das scherzend sagte, bemerkte sie erschrocken sein verändertes Gesicht. „Ja, wie siehst du denn überhaupt aus, was ist denn geschehen?“

„Donnerwetter ja, der reine Buhemann. Fällt mir aber gar nicht ein, dich erschrecken zu wollen, hab nur zu sagen, daß ich statt nach England, jetzt nach Berlin fahre.“

„Es steht etwas dahinter, so rede doch, Hans Jörg“, rief sie keineswegs beruhigt. „Nur ein kleiner Blick aus blauem Himmel. Aber ängstliche dich nicht, damit hat sich's schon ausgemittelt.“

„Kannst du nicht vernünftig reden, ich bin kein Kind.“

„Na, denn höre zu. Mein Prokurist drahtet was von Kali-Kugen — ich weiß nicht, ob ich erwähnte, daß ich mich seit einiger Zeit damit abgebe. — Nein? Na, einerlei, die scheinen was faul. Außerdem murmelt's in einigen, mich näher angehenden, bis dahin töflicheren Banen —“

„Ach Gott!“ Jutta sank ättern in einen Sessel.

„Was, auch Nerven? Gewöhn dir die bloß wieder ab. Ziel mir neulich schon auf, wie schreckhaft du jetzt immer bist, wollte dir deshalb auch gar nichts sagen, aber du fühlst mir ja gleich auf den Zahn. Ist jedoch nicht so schlimm. Nur, daß ich natürlich jetzt ins Geschäft gehöre. Werde die Sache schon einrichten. Weißt wohl, wo's not tut, stelle ich meinen Mann.“

„Ja, ja“, nickte sie. Und, Hans Jörg, wenn's not tut, bin ich auch da. Nimm von dem meinen. Die Firma muß unbedingt gehalten werden — um unseres guten Vaters willen.“

„Keine Sorge, Schwester, kann mal 'ne Schröpfung vertragen. Du bleibst mir hübsch aus dem Spiel. Wie könnt' ich das vor Vater verantworten! Nicht eines deiner goldenen Haare soll gefährdet sein, Prinzchen.“

Sein zärtlicher Blick umfaßte tröstlich die schöne verwöhnte Schwester.

„Nein, nein, dir soll nichts genommen werden, nicht du sollst für meinen Leichtsinn bluten. Mich werden sie natürlich a bisel zu Aber lassen.“ fügte er leicht lächelnd hin, „aber das mag schließlich gesund sein. Ich hatt' zu viel dicke, faule Blut — behauptet wenigstens deine Schwägerin.“

„Ach, Griss, die predigt immer ins Blaue hinein.“ „Na, du, es hat meistens Hand und Fuß, was sie philistert. In diesem Fall hat sie nicht unrecht, weiß der Deibel. Nun, werd ich mich aber rühren. Postausen, meine Berliner sollen sich wundern, ich kann auch höflich scharf werden, wenn's sein muß. Hab hier zu lange auf der Bärenhaut gelegen, aber es war nett bei dir, Schwester, hab Dank.“

Jutta umschlang ihn heftig. „Mein lieber Bub, du kommst gleich wieder, ja?“

„Kann ich nicht verprechen, Kind, jetzt heißt's erst mal den Stiel umdrehen. Nun hat's Geschäft das erste Wort.“

„Was wird du bloß sagen“, seufzte Jutta. „Du wirst noch zu ihr gehen, nicht Jörg?“

„Unmöglich. In zwei Stunden fährt mein Zug.“

Er zuckte die Achseln. „Bestell' ihr meinen freundschaftlichen ergebensten Gruß, Kind.“

„O, Hans Jörg!“ Sie sagte das so traurig enttäuscht, daß er hell lachen mußte. „Jutta, du Kluge, hier bist du eilig auf dem Holweg. Ich sag' dir, deine Lu wird wunderbar schlafen, auch wenn sie mir diese Nacht im Dampfwagen der treulosen Fortuna nachjagen müßte. Und ich hab' keinen anderen Gedanken, als mir dies launige Frauenzimmer wieder zu erobern.“

„An Lu denkst du wirklich nicht? Ihr waret doch so viel zusammen und immer eivig.“

„Weshalb auch nicht, so alte getreue Freunde, wie wir sind! Sätten wir uns nur heiraten wollen, wär's wahrhaftig längst geschehen. Aber als Mann und Frau hätten wir uns zu Tode gelangweilt bei dem Ziehen am gleichen Strang, glaub's nur. Da ist eine gute Ehe gehört Sturm und Sonnenschein, bei uns war viel zu viel schön Wetter gewesen.“

„Ich geb's auf, dich zu verheiraten. Du schienst mir noch der geborene Hagefotz“, sagte Jutta resigniert.

„Wer weiß? Ich muß nur eine finden, die mich zu behandeln und dabei in allem zu halten versteht“, scherzte er. „Aber setzen wir das interessante Gespräch ein andermal fort, jetzt hab' ich noch einiges zu erledigen und dann heißt's: Ab!“

„Ich will dir paden helfen, Janke!“

„Jutta, davon versteht du nichts. Nein, dank schön, das wird in der Hauptsache Joseph bejorgen, und vielleicht kann ich auch deine praktische Schwägerin um ein paar Handgriffe bitten. Sie hat mir ja immer Ordnung gepredigt und wird mir hoffentlich in der Abschiedsstunde nicht grade Dilettant zwischen die Krawatten streuen.“

Mit diesem Scherz ging er davon, aber seine Gesichtsfarbe hatte noch immer das fahle Grau, so daß Jutta keineswegs beruhigt zurückblieb.

Hans Jörg fand Christine im Speisesaal, wo sie sich am Büfett mit schönen massiven Silbergeräten zu tun machte. Sie hatte ein weiches Leder in der Hand und rieb die vom Diener gepugten Sachen noch einmal nach, ehe sie die kunstvollen Brunkstücke aufstellte. „Immer geschäftig?“ redete er sie an. „Wie nett Ihnen die große weiße Schürze steht. Es kommen einem heimliche Gedanken, wenn man Sie so tätig sieht, Fräulein Sina.“

„Das sind Rebensarten, Herr Bernow. Innerlich machen Sie sich über mich lustig.“

„Wie Sie mich wieder vertennen! Es ist wenig christlich, daß Sie immer Schlimmes von mir denken. Habe ich Ihnen in diesen Wochen nicht hundertmal gezeigt, wie urbehaglich mir war, wenn ich Sie gausmütterlich am Frühstücksisch waltete? Habe ich nicht ungezählte Brötchen und ganze Kannen Tee verteilt, mir beinahe eine Magenverengung zugezogen, und das bloß, weil Sie mir alles so töflich mundgerecht machten?“

Sie lächelte wider Willen. „Ein paar Rilo dicke sind Sie freilich unter meiner von Jutta anbefohlenen Verpflegung geworden.“

„Weiß bei Ihnen die Rechte wirklich nicht, was die Linke tut? Mit der einen schmeicheln Sie, mit der andern schlagen Sie zu. Trotzdem, auch die befohlene gute Pflege war eine löblich vorförende

Gabe, denn nun habe ich doch in den jetzt kommenden mageren Jahren was zugefressen. Ich darf darum auch keine Kraft weiter für unsere Stiegeffchen vergebend. Möge daher die Stiegeffchen rosten. Ueberhaupt zweifelhaft, ob ich sie je wieder ausgraben kann mit abgemagerten Gliedern.“

Sie hatte unterdes eifrig an einem Seftbübel fortgerieben. Nun sah sie lebhaft auf.

„Wie ist das zu verstehen?“

„Daß ich in Geschäftsschwulstigkeiten stecke und so gleich nach Berlin rasen muß, um zu retten, was zu retten ist.“

„Ist wohl nicht so schlimm, da Sie noch scherzen können.“

„Gewohnheitsfrage, Christa. Meine Haut sieht auch, gottlob, nicht so lose, daß ich gleich herausfahren kann. Dabei ist mir gar nicht lachhaft zumute. Ihnen allein sage ich jetzt die Wahrheit: ich fize verzeuelt in der Tinte. Die Depechen vorhin waren rabenschwarze Unglücksbögel.“

„O-o, Herr Bernow! Ach — das tut mir so leid!“

Sie streckte ihm impulsiv die Hand hin, und er umschloß sie ungestüm mit seinen beiden.

„Sie gute kleine Samariterin“, sagte er gerührt. „Wo ein Pechvogel muß man sein, um ein gutes Wort von Ihnen zu hören. Ja, nun triegen Sie auch Oberwasser mit Ihren Grundtheorien. Ich habe sie mir heimlich hinter's Ohr geschrieben und werde nun ins Zeug gehen, daß die Funten flieben. Und ich bring's durch, Christa, mag zunächst auch Erledliches in die Brüche gehen.“

„Ich wünsche Ihnen Kraft und gutes Gelingen“, sagte sie warm.

Er hielt noch ihre Hand und drückte sie herzlich. So guten Wunsch kann ich brauchen. Gern nähme ich noch Besseres mit auf diese Schicksalsfahrt — ein liebes, warmes Gedanke, Christa.“

Sie sah ihn betroffen an und versuchte ihre Hand zu befreien, doch er hielt sie fest und sprach in bewegtem Ernst weiter: „Ein schlechter Augenblick zur Brautwerbung, Christa, aber Sie sind ja auch kein Mädchen, das nur Spiel und Tanz vom Leben erwartet. Als ich noch im vollen Reichtum saß, haben Sie mich gar rundweg abgewiesen.“

Ein verdorkter Ausdruck trat in ihr blaß gewordenes Gesicht.

„Etwa nicht? Vor kaum acht Tagen war's, als wir beide zum Milchhüßl Wettrennen flogen, und Lorenz uns mit der kleinen Schaffers bedachtig nachhinkte.“

„Das war doch natürlich Scherz. Sie sind nun mal ein atroker Humorist.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Wagenpferdeprüfungen der Münchener D. L. G.

Wie alljährlich, so war auch diesmal anlässlich der D. L. G.-Ausstellung in München, die bedauerlicherweise unter starkem Regengüssen zu leiden hatte, den Gebrauchspferden im Wagen nicht nur auf der Ausstellung selbst, sondern auch bei dem mit ihr zusammenhängenden Reit- und Fahrturnier ein ihrer Bedeutung entsprechender Raum im Programm zu teil geworden. Die meisten Zuchtgebiete benutzen alljährlich, obgleich mit hohen Kosten verbunden, diese beste Art der Bekanntheit für ihre Produkte durch die Zur-Schau-Stellung ihrer Spitzenpferde, welche ihrerseits wiederum dem durch sie vertretenen Zuchtgebiet eine persönliche Note aufdrücken. Es konnte auch in diesem Jahre mit Befriedigung festgestellt werden, daß speziell diejenigen Zuchtstätten, die ein höheres Wirtschaftsniveau produzieren, wiederum zur Stelle waren und mit den zum Teil sehr guten bayrischen Gebrauchspferden um die Siegespalme rangen. Wenn auch Schleswig-Holstein, Hannover und Ostpreußen in diesem Jahre fehlten, so boten die Prüfungen für Wagenpferde durch die sonst zahlreiche Beteiligung ein für den Fachmann wie Laien gleich anziehendes Bild. Dank der weitblickenden Großzügigkeit des Mäcen der ostfriesischen Pferdezucht, des Herrn Wilhelm Kloppe, der seine bekannten Gespanne mit großer Passion in den Dienst der ostfriesischen Zucht gestellt hatte, konnte Ostfriesland in diesem Jahre in München einen Erfolg für sich buchen, der in seiner Art imponierend wirken mußte.

Ungefragt verließen die ostfriesischen Wagenpferde den Ring in sämtlichen Prüfungen der D. L. G. für Wagenpferde und konnten sich auch bei dem parallel stattfindenden Turnier in gleicher Weise durchsetzen. — Der Verband der Züchter des Oldenburger Pferdes hatte seinen bisher in tausend Schlachten bewährten und rühmlichst bekannten Viererzug entlassen, das Langgestüt Zweibrücken in der Pfalz hatte einen schönen Fuchs-Viererzug am Platze und auch die Rottaler Züchter, eine bayrische Züchtervereinsung, deren Zuchtziel sich demjenigen Ostfrieslands größtenteils anpaßt, zeigte ein einbruchsvolles Gespann.

Bei strömendem Regen wickelten sich die Prüfungen für Gebrauchspferde der D. L. G. am Mittwoch, 5. Juni, hintereinander ab. Zuerst erschienen die Wechspanner in der vorgesehenen Reihenfolge im Ring und wurden von anerkannten Richtern eingehend geprüft. Als einwandfreier Sieger ging der schöne Viererzug des Herrn Kloppe aus dieser Prüfung hervor und verhalf damit der Ostfriesischen Pferdezucht zu einem ersten einbruchsvollen Erfolge auf der Münchener D. L. G., dem weitere sehr bald folgen sollten. An zweiter Stelle platzierten die Richter das Gespann des Landgestüts Zweibrücken, vier gut gemachte bunte Fische, allerdings noch sehr jung und mehr im Reittypus, die in der Hand des bekannten Fahrers, Herrn Wolff-Wiesch, ihr Bestes hergaben. Weiter verdrängte sich der Oldenburger Viererzug an diesem Tage viele Chancen, die Pferde gingen sehr anrühlig, galoppierten zuviel, so daß sie nur den dritten Platz belegen konnten, gefolgt von dem Rottaler Viererzug.

Die sich anschließende Zweifspannerprüfung sah eine ganze Anzahl hervorragender Gespanne im Ring, darunter allein drei Friesengespanne. Auch hier war die Entscheidung nicht leicht, da das Gangwerk und Wesen der Gespanne durchschnittlich hervorragend war. Auch hier konnten unsere Gespanne den begonnenen Siegeszug fortsetzen. Die bekannten Epheuspferde „Graf“ und „Baron“ des Herrn Kloppe gewannen die Prüfung in der sicheren Hand des Majors Boerler, des Leiters des Fahrschulungskommandos Hannover, während an 2. Stelle Herr Goemann mit den Pferden „Hamillar“ und „Hanno“ stand, gefolgt von einem Oldenburger Gespann und dem dritten Gespann Ostfriesen.

Auch die Prüfung für Einspanner sah zahlreiche a. L. bekannte Gespanne am Start, der Boden war mittlerweile durch die ohne Unterbrechung herabströmenden Regengüsse grundlos geworden, so daß

dies das Fahren nicht unwesentlich beeinträchtigte. Hier war es „Baron“ aus dem Stalle Kloppe, der von Herrn Goemann mit vollem Erfolg gefahren, den Sieg an sich reißen konnte, gefolgt von einem guten Wallach im Besitz der Reit- und Fahrschule Faderberg. An dritter Stelle „Graf“ in der Hand von Major Boerler, gefolgt von dem dritten Friesengespann, das von Oblt. a. D. Andreane vorgestellt wurde.

So endeten die Prüfungen für Gebrauchspferde auf der diesjährigen D. L. G.-Schau mit einem durchschlagenden Erfolg der Ostfriesischen Zucht, die außer allen drei ersten Preisen noch eine ganze Anzahl Plätze auf ihr Konto bringen konnte. Die Kloppe'schen Gespanne, durchweg in Händen bekannter Fahrer, waren bis ins kleinste korrekt herausgebracht, bestanden in erster Linie durch den ihnen eigenen hervorragenden Schwung und die Regelmäßigkeit der Bewegung und repräsentierten unbedingt den Typ des eleganten schweren Wagenpferdes, das trotz seines Kalibers edel genug erscheint, um mit auffallendem Gangwerk ein ausgeglichenes Bild zu bieten. Dies blieb bis zum Ende das Urteil aller auf dem Gebiete des Fahrturniers bewanderten Kenner, die in großer Zahl den Prüfungen beimohnten.

An den Nachmittags der Ausstellungswende fanden dann die turniermäßigen Prüfungen für Wagenpferde statt, die ebenfalls eine ausgezeichnete Beteiligung aufzuweisen hatten. Gleich am ersten Turniertage erschienen die Tandem in einer Eignungsprüfung für Gespanne. Ostfriesland stellte hier zwei korrekt eingespannte und vorgefahrene Tandems in den Händen der Herren M. Goemann und Oblt. Andreane, die in dieser Reihenfolge auf den Sieg bezog. 3. Platz beschloß legten. An zweiter Stelle platzierten die Richter die an diesem Tage in der Vollendung gehenden und eine hinreichend gleichmäßige Aktion zeigenden Oldenburger Wallache in der sicheren Führung des Herrn Wendte. Dieser Urteilspruch wurde von der Tribüne aufsehend nicht verstanden und bedauerlicherweise gefiel sich ein unbilligster Teil des Publikums darin, seiner Mißbilligung durch wildes Geschrei und Geklöse Luft zu machen. Ein solches Benehmen muß mißfallen, führt es doch Teilnehmer und Richter gleichzeitig in dem ihnen ehrlich obliegende Betreiben, das Beste zu leisten und das Beste zu präsentieren. Sollte dieses in anderen Sachen vielleicht sachverständigere Publikum eine Ahnung gehabt, worauf es bei der Beurteilung einer Eignungsprüfung für Gespanne im Gegensatz zu einer Eignungsprüfung für Wagenpferde ankommt, so hätte es wissen müssen, daß das an sich phantastisch tretende Oldenburger Gespann trotz bestmöglicher Bewertung des despektierenden Gangwerks der Pferde und der äußerlich gewandten und aufmerksamen Vorführung durch Herrn Wendte schon deshalb nicht für den Sieg in Frage kommen konnte, weil die Anspannung verschiedene Mängel aufwies und die Pferde, außerdem eines davon mit verbotenen Hülfszügeln, anstatt wie vorchriftsmäßig vor einem Tandemart, vor einem Dogcart für Einspanner angepaßt waren, was bei der Beurteilung eines Gespanns entscheidend mit ins Gewicht fällt. Eine derartige Unbilligkeit des Publikums wirkt immer unerfreulich, schließlich müssen die Teilnehmer an einem Wettbewerb die Entscheidung der Richter als sie primär ansehend, auch ohne Widerspruch annehmen und werden in der Regel sich in das Unvermeidliche zu fügen wissen, auch dann, wenn sie nicht gewinnen konnten und sogar ohne die bedauerlichen Preisrichter, unter welchen sich in diesem Falle sogar Radleute des Fahrturns zu 100 Proz. befunden haben, mit unflätigen Schimpfworten wie Schiebung, vielsticht auch mit tödlichem Angriff durch die lange Peitsche zu verurteilen! — Das Letztere gehört nun einmal nicht zum Wesen jeglichen anständig betriebenen Sportes!

Am Abend des gleichen Tages wurde noch eine Einspanner-Eignungsprüfung entschieden, die wiederum gut besetzt war. Hier stellten die Richter nach langer Wahl ein sehr gleichmäßig und exakt arbeitendes Gespann der Reit- und Fahrschule Faderberg an erste Stelle. Auf dem 2. Platz endete eine sehr edle bunte Rottaler Stute mit raumgreifender Aktion, die einen großen Flicken. Weil sie nun einmal ziemlich stark von Leib war, ließ sie damit anstehen. Man mußte sie für Theodor hundert Mark verwahren, und vielleicht kaufte er der blauen Elfe was dafür! Mutter Wiebahn hatte eine schlechte Nacht, aber schließlich kam die Müdigkeit, und als sie erwachte, da war Peter lange aufgestanden und weggegangen. Er konnte morgens nie lange schlafen, holte sich seinen Kaffee aus der Kasse und ging dann ins Bett. Mutter Wiebahn reichte sich. Vor acht machte sie ihr Geschäft niemals auf, und manchmal noch später. Dann wollte sie die zwei Fünftagsmarktscheine ein. Sie wollte sie gleich beim Ansehen in ihren Strumpf stecken, dann versorgte sie nicht. Theodor würde sicher heute vormittag kommen, sie zu holen. Aber wie sie nach den Scheinen unter ihrem Kopfkissen griff, waren sie weg. Sie waren weg? Ungläubig fuhr Mutter Wiebahn aus dem Bett. Die Scheine mußten doch da sein, sie hatte sie selbst unter ihr Kissen gelegt. Aber die Scheine waren nicht mehr da und nirgendwo zu finden. Mutter Wiebahn lief barfuß im Zimmer und im Boden umher, sie suchte im Bett, auf dem Fußboden, in der Kommode, in der Geldschublade des Ladens; die Scheine blieben verschwunden. Die Ladenglocke schellte. Jemand ein Kind verlangte für 20 Pfennig Bonbons. Ein anderes holte Brot.

Unterdessen stand Theodor Wiebahn am Hamburger Hafen und bewachte einen Karren, der ihm anvertraut war. Er mußte nicht, was auf ihm geladen war; es war ihm einerlei — er verdiente Geld, wo er es finden konnte, manchmal mehr, manchmal weniger. Im ganzen gehörte er zu den ehrlichen Jungen, die weder stehlen noch Schiebergeschäfte betreiben. Sonst hätte er auch wohl mehr gehabt als die 100 Mark, zu deren Verdienst er eine ziemlich lange Zeit gebraucht hatte. Bei kleinen war das Geld zusammengekommen, mit Fünftagsmarktscheinen und Einmarktscheinen.

In der Wirtschaft, wo das kleine Grammophon spielte und in der sich Theodor manchmal einen Grog spendierte, sah der alte Seemann, von dem man spitzte, daß er viele Fünftags- und Hundertmarktscheine hatte. Er sagte natürlich, das wäre nicht wahr, und er wäre ein armer Teufel, aber als Theodor mit seinen verfallenen Papierscheinen ankam, rühte er zwei Fünftagsmarktscheine heraus. Theodor mußte allerdings einen Belgolander Grog „auf zu“ geben, weil einige seiner Scheine zusammengeklebt waren, aber das tat er gern. Hatte dann nur Zeit, die Scheine seiner Mutter in Verwahrung zu geben, weil er auf ein Boot mußte.

gefolgt von den drei ostfriesischen Gespannen, die wiederum von den Herren Major Boerler, Oblt. Andreane und M. Goemann vorgestellt und in dieser Reihenfolge platziert wurden. Der Boden war an diesem Tage besonders tief und schlief durch den andauernden Regen und die meisten Pferde schienen durch die am Vormittag des gleichen Tages stattgehabten D. L. G.-Prüfungen in ihrer Frische etwas eingebüßt zu haben, was bei dem ständig notwendigen scharfen Tempo im Wagen keineswegs Wunder nimmt.

Der Donnerstag brachte die Eignungsprüfung für Wagenpferde (Zweifspanner) wiederum im Rahmen des Turnierprogramms, und hier konnte unsere Zucht wieder zu einem Erfolg kommen. Sechs Gespanne betreten den Ring. Nach eingehender Prüfung entschlossen sich die Richter diesmal zu einem Kompromiß, indem sie „Graf“ und „Baron“, von Major Boerler vorgestellt, sowie das Oldenburger Gespann, die herrlich tretenden Spitzenpferde des Oldenburger Viererzuges in der Hand des Herrn Wendte, beide mit einem 1. Preis auszeichneten. An 3. Stelle kam wiederum das zweite ostfriesische Gespann „Hamillar“ und „Hanno“ in der Hand des Herrn Goemann. Beide Pferde zeigten an diesem Tage besonders viel Schwung und Gang und wurden von Minute zu Minute besser.

Der Freitag brachte abschließend eine Eignungsprüfung für Mehrspanner, bei welcher ein Sechserzug und drei Viererzüge sich den Richtern stellten. Der auf der Hamburger Grola siegreich gewesene unvergleichliche Sechserzug des Herrn Kloppe in der sicheren Hand von Herrn Goemann, dem ein Hauptverdienst an der Ausbildung der Kloppe'schen Gespanne mit Zug und Recht gebührt, fand hier nicht seinesgleichen und schloß wiederum den Ring ab, hiermit den Münchener Erfolgen unserer Gebrauchspferde die Krone aufsetzend. Dieses Gespann ist heute in Deutschland in Bezug auf Gleichmäßigkeit, Gangwerk der Pferde und gesamten Stil einzig in seiner Art und in Deutschland auf einsamer Höhe stehend. Es zeigte sich wiederum wie aus einem Guß und wurde von seinem Fahrer sehr aufmerksam und mit viel Schwung vorgestellt.

Der Oldenburger Viererzug, sowie derjenige des Landgestüts Zweibrücken folgte in der Bewertung. Es war ein herrlicher Anblick, wie die Mehrspanner einer nach dem anderen im gestreckten Galopp den Ring verließen, daß der Dreck meterhoch aufspritzte. — Hiermit endeten die Prüfungen für Wagenpferde in München und mit ihnen eine Reihe von Erfolgen des ostfriesischen Zuchtgebietes, wie sie wohl weniger häufigen war. Mit insgesamt 6 Siegen und 9 Plätzen konnten die ostfriesischen Gespanne nach Hause ziehen. Die Aufmerksamkeit der Wirtschaftskreise, die sich nach wie vor des schweren Wagenpferdes bedienen, hat durch diese Erfolge der Ostfriesen für unsere Zuchtprodukte eine neue Belebung erfahren, die sich hoffentlich in einem gesteigerten Absatz an den Verbraucher auswirken wird. Ein Zuchtgebiet, welches dauernd demüht sein will, seinen Absatz zu fördern, bedarf dieser Art erfolgreicher Zur-Schau-Stellung seiner Elite, um das Interesse der Käufer in und außerhalb Deutschlands immer erneuert anzuregen und was zu halten. Dies ist angesichts der schwierigen Wirtschaftslage eine zwingende Notwendigkeit, sonst erlähmt das Interesse und damit die Kaufkraft. Unser Zuchtgebiet darf stolz darauf sein, solche Spitzenpferde sein eigen nennen zu können. Die Züchter müssen dem Förderer ihrer Zucht und Besitzer des Stalles, in welchem dieses Material vereinigt ist, Herrn M. Kloppe in weitem Maße Dank wissen für die passionierte und aufopferungsbereite Vertretung auf der Münchener D. L. G., die ihnen nur Nutzen und neue Anregungen bringen kann und in höchstem Maße geeignet war, den Auf des ostfriesischen Warmblutpferdes als schwerer Zugpferd und Karosier zugleich in weiten Kreisen zu erhöhen und neu zu festigen.

Anlässlich des großen internationalen Reit- und Fahrturniers in der Zeit vom 27. Juli bis 5. August in Vaghen, an welchem die Vertreter einer ganzen Anzahl fremder Nationen teilnehmen werden und an dessen Prüfungen für Wagenpferde die Gespanne des Herrn Kloppe aller Voraussicht nach ebenfalls teil-

nehmen sollen, bietet sich erneut Gelegenheit, das ostfriesische Wagenpferd an hervorragender Stelle den Sportinteressenten des In- und Auslandes vor Augen zu führen. Wenn auch an einzelnen Prüfungen in Vaghen die Beteiligung holländischer Zuchtställe mit Hadnens mit in Betracht gezogen werden muß, welche Pferderasse o conto ihres phantomenartigen Gangwerks von vorneherein im Vorteil zu sein scheint — handelt es sich doch beim Hadnens um ausgesprochenes Zuchtmaterial im Gegensatz zu den gängigen Gebrauchspferden unserer Zucht —, so darf man doch ein ehrenvolles Abschneiden unserer Gespanne nach den bisher gezeigten Leistungen selbst auf einem großen internationalen Platz in Vaghen erwarten.

(Aus dem Landw. Vereinsblatt f. Ostfriesland.)

Neues aus aller Welt

In einer Kloben treibenden Schute eingeschlossen. T. U. Hamburg, 18. Juni. Bei der Elbinsel Paggen, fand fander Vaggararbeiter eine Kloben treibende Schute, aus deren Inneren Kloben erlörte. Mit großer Mühe wurde nach stundenlangem Arbeit mit Sauerstoffgasflaschen aus der eisernen Schiffswand ein Loch geschritten, so daß der Eingeschlossene, der schon bis zum Halse im Wasser stand und kaum noch Luft zum Atmen hatte, gerettet wurde. Er hatte sich 12 Stunden lang in dieser Lage befunden. Angeblich ist er in der Sonntagsnacht mit seinem Bruder an Bord gegangen. Wodurch die Schute gekentert ist, hat sich bisher nicht herausgestellt. Von dem Bruder, der offenbar umgekommen ist, fehlt noch jede Spur.

Alage gegen Habib Ullah vor dem Haager Internationalen Gerichtshof. T. U. Budapest, 18. Juni. Der Budapest Kaufmann Andreas Kampes, der 20 Jahre in Afghanistan gelebt und sich dort ein großes Vermögen erworben hatte, ist jetzt nach Budapest zurückgekehrt. Während der Zeit der Kämpfe hatte er sich unter dem Schutze der englischen Gesandtschaft befunden, verlor aber trotzdem sein ganzes Vermögen, das von Habib Ullah beschlagnahmt wurde. Andreas Kampes hat nunmehr beim Haager Internationalen Gerichtshof Alage gegen Habib Ullah eingereicht. Er fordert Bezahlung von 600 000 Pfund.

Schwere Mordschreikungen französischer Soldaten. T. U. Mainz, 18. Juni. Am Sonntagabend kam es in der Altstadt von Mainz zu schweren Ausschreitungen französischer Soldaten. In betrunkenem Zustand kamen sie aus einem Wirtshaus auf die Straße und bedrohten die Vorübergehenden mit ihrem Seitengewehr. Als diese in ein Haus flüchteten, folgten ihnen die Soldaten und mißhandelten sie dort. Ein Arbeiter, der sich ihnen entgegenstellte, wurde von ihnen verfolgt. Die Soldaten erreichten ihn jedoch und schoben einen dazwischen tretenden Polizeibeamten zur Seite. Der Verfolgte wurde durch die Soldaten so schwer mißhandelt, daß er ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Erst als eine starke deutsche Polizeiwache zur Stelle war, gelang es, die Unholde von ihren Unbestalten abzubringen. Es wurden so lange festgehalten, bis sie von der französischen Militärkommandatur ins Gefängnis abgeführt werden konnten.

Granatener Mordmord. T. U. Wien, 18. Juni. Die Blätter berichten über eine Verhandlung vor dem Schurgericht in Krems in Niederösterreich gegen eine 23jährige Tagelöhnerin wegen Kindesmordes. Von den drei Kindern der Angeklagten sind zwei unbeschadet. Sie entstammen einem Verhältnis mit einem Tagelöhner. Dieses Verhältnis blieb nicht ohne Folgen. Die Angeklagte, die als schwanger angesehen wurde, war plötzlich wieder schwanger geworden und die Anzeige wurde erstattet. Sie wurde verhaftet und gestand, es sei ihr eines Tages schlecht geworden und sie habe sich deshalb in Bett gelegt. Die Geburt erfolgte. Darauf verbrannte die Frau ihr Kind im Herd. Die Angeklagte wiederholte ihr Geständnis vor dem Untersuchungsrichter und auch vor dem Psychiater.

Geld

Skizze von Charlotte Niese.

Mutter Wiebahn betrachtet die zwei Geldscheine, und ihre Augen wurden sehr groß. Fünftagsmarktscheine sah sie eigentlich niemals, und nun gleich zwei!

Ihr kleines Brotgeschäft mit ein paar Süßigkeiten und einigen Stangen Schokolade warf nicht viel ab; und ihr Mann war Gelegenheitsarbeiter und verdiente gerade soviel, daß man sich mühsam durchschlug. Ihr Mann hieß Peter, und er war dumm. Vermutlich sah nicht um Erwerbslosenunterstützung, weil ihm das gegen die Ehre ging! Und hatte doch mehr als dreißig Jahre seine Steuern bezahlt, nun konnte die Stadt für einen sorgen. Aber Peter war eben dumm und man mußte sich eben durchschlagen so gut es ging. Da war Theodor, ihr Vetterchen.

Der griff zu, wo er Geld fand, und ihm gehörten die zwei Fünftagsmarktscheine. „Verwahr sie bis morgen, Mutter!“ sagte er. „Morgen laß ich mir was dafür!“ Mutter Wiebahn nahm die Scheine und betrachtete sie ehrfürchtig. Wenn Theodor nett gewesen wäre, hätte er ihr wohl was kaufen können, wo sie so wenig Kostgeld von ihm nahm, und so gern ein Pfund Kaffee extra nahm, oder ein Paar Pantoffeln, die sie nötig hatte. Sie war mager und hatte ein blaßes Gesicht. Verhungert sah sie aus, und als sie kam, hatte sie elendes Zeug auf dem Leib.

Wohin sollte sie nun mit den zwei kostbaren Geldscheinen? In der Schublade vom Wadenstisch konnten sie nicht verwahrt werden; da waren schon einmal Jungen dabei gewesen und hatten ihr neunzig Pfennige gestohlen. Die Kommode im Wohn- und Schlafzimmer stand immer offen, weil der Schlüssel lange verloren war, und in Peters Tasche lagen die Melbischeine, und den Schlüssel hat Peter immer in der Tasche. Weil er auch manchmal ein Stück Briemen darin versteckte. Wohin sollten die Scheine gelegt werden? Eilig schloß Mutter Wiebahn ins Bett. Soob Peter, der immer den größten Platz haben wollte, etwas zur Seite, und hiedie die Scheine unter ihr Kopfkissen. Dort würde ein Dieb sie schon nicht fassen. Jede Zeit! Hundert Mark! Wenn Peter und sie einmal zwanzig gehabt hätten, wie würden sie sich freuen haben! Peter mußte eigentlich eine neue Hose haben und sie eine neue Schürze. Ihre hatten alle vorm

Leib einen großen Flicken. Weil sie nun einmal ziemlich stark von Leib war, ließ sie damit anstehen. Man mußte sie für Theodor hundert Mark verwahren, und vielleicht kaufte er der blauen Elfe was dafür! Mutter Wiebahn hatte eine schlechte Nacht, aber schließlich kam die Müdigkeit, und als sie erwachte, da war Peter lange aufgestanden und weggegangen. Er konnte morgens nie lange schlafen, holte sich seinen Kaffee aus der Kasse und ging dann ins Bett. Mutter Wiebahn reichte sich. Vor acht machte sie ihr Geschäft niemals auf, und manchmal noch später. Dann wollte sie die zwei Fünftagsmarktscheine ein. Sie wollte sie gleich beim Ansehen in ihren Strumpf stecken, dann versorgte sie nicht. Theodor würde sicher heute vormittag kommen, sie zu holen. Aber wie sie nach den Scheinen unter ihrem Kopfkissen griff, waren sie weg. Sie waren weg? Ungläubig fuhr Mutter Wiebahn aus dem Bett. Die Scheine mußten doch da sein, sie hatte sie selbst unter ihr Kissen gelegt. Aber die Scheine waren nicht mehr da und nirgendwo zu finden. Mutter Wiebahn lief barfuß im Zimmer und im Boden umher, sie suchte im Bett, auf dem Fußboden, in der Kommode, in der Geldschublade des Ladens; die Scheine blieben verschwunden. Die Ladenglocke schellte. Jemand ein Kind verlangte für 20 Pfennig Bonbons. Ein anderes holte Brot.

Unterdessen stand Theodor Wiebahn am Hamburger Hafen und bewachte einen Karren, der ihm anvertraut war. Er mußte nicht, was auf ihm geladen war; es war ihm einerlei — er verdiente Geld, wo er es finden konnte, manchmal mehr, manchmal weniger. Im ganzen gehörte er zu den ehrlichen Jungen, die weder stehlen noch Schiebergeschäfte betreiben. Sonst hätte er auch wohl mehr gehabt als die 100 Mark, zu deren Verdienst er eine ziemlich lange Zeit gebraucht hatte. Bei kleinen war das Geld zusammengekommen, mit Fünftagsmarktscheinen und Einmarktscheinen.

In der Wirtschaft, wo das kleine Grammophon spielte und in der sich Theodor manchmal einen Grog spendierte, sah der alte Seemann, von dem man spitzte, daß er viele Fünftags- und Hundertmarktscheine hatte. Er sagte natürlich, das wäre nicht wahr, und er wäre ein armer Teufel, aber als Theodor mit seinen verfallenen Papierscheinen ankam, rühte er zwei Fünftagsmarktscheine heraus. Theodor mußte allerdings einen Belgolander Grog „auf zu“ geben, weil einige seiner Scheine zusammengeklebt waren, aber das tat er gern. Hatte dann nur Zeit, die Scheine seiner Mutter in Verwahrung zu geben, weil er auf ein Boot mußte.

das eine Nachtwache brauchte. Es war alles gut gegangen. Theodor hatte am Morgen zwei Mark. Kaffee und Schinkenbrot gegessen und konnte jetzt gleich nach Hause gehen. Die ganze Nacht war Theodor im Fluge vergangen, weil er so vergnügt war. Die ersten hundert Mark kriegen Junge, wie die Leute sagen. Er wollte das Geld aber nicht liegen lassen, und sich etwas Neues dafür kaufen. Einen Siegelring, einen roten Schiffs, Zigaretten und jeden Tag einen kleinen Grog. Wie mochte so gern Schokolade, die sollte sie auch haben.

Es war Mittag, als Theodor nach Hause ging. Er war rechtlich hungrig. Mutter hatte hoffentlich etwas Ordentliches gekocht — manchmal war sie sparsam, aber wenn die Scheine gewaschen wurden, wollte er ihr eine Mark extra geben. Aber einmal wollte er sein Geld ordentlich befehen. Er war so eilig gewesen, daß er die Scheine nur in die Tasche gesteckt hatte. Mutter stand am Herd, brütete Kartoffeln und Fische dazwischen. Sie hatte ein verschollenes Gesicht, aber Theodor achtete nicht darauf.

„Mutter, wo ist mein Geld?“ Mutter Wiebahn sah ihren Sohn starr an. „Das hab ich verloren.“

„Mutter, mach keine Wiß! Ich will meine Scheine haben!“

„Ich sag ja, daß ich sie verloren habe!“ Mutter Wiebahn's Stimme klang dumpf; sie stocherte in der Tasche, und als Theodor sie am Arm faßte, schüttelte sie ihn ab.

„Ich hab sie verloren, weiß nicht, wo sie sind!“ Theodor stieß einen wilden Schrei aus. „Mutter, du hast das Geld versteckt! Wenn du es nicht gibst, dann passiert etwas!“

„Schlag mich tot! Ich hab das Geld nicht!“ Einen Augenblick schien es, als wollte Theodor die Hand gegen seine Mutter erheben, dann dachte er sich um und stürzte in den Laden. Mutter hatte ihn belogen, nun wollte er alles kurz und klein schlagen. Während schlug er auf den kleinen Glaskasten ein, in dem die Schokoladenstangen lagen, wenn welche da waren. Das dünne Glas zerbrach, und er lachte auf. Ein Wutsturm pußte aus seinem Handgelenk, er mußte sich eine Ader durchschneiden haben.

„Jung, Jung!“ Mutter Wiebahn stand schon neben ihm, zerriff ihre Schürze und band den Arm ab. „Bester Jung, halt den Arm hoch, sonst verblutet du! Höst du, Theodor? Hilfe, Hilfe! Kann niemand meinem kleinen Jungen helfen?“

Sie schrie, daß die ganze Nachbarschaft herbei-

stürzte. Auch der Heilgeheiß von der Gasse, der einen Lustgewehr Verband anlegte und nicht begreifen konnte, wie alles gekommen war. Dann lag Theodor auf seiner Mutter Bett, schüttelte sich schwach, aber doch stark genug, um etwas zu essen zu verlangen. Er durfte den Arm nicht rühren, und seine Mutter steckte ihm die Fische und Brotkartoffeln in den Mund.

„Was ist denn hier los?“ fragte der alte Peter, der langsam eintrat.

„Meine Fünftagsmarktscheine!“ schrie Theodor, der plötzlich wieder wach wurde.

Langsam zog Peter die Scheine aus der Westentasche. „Das lag heute morgen vor meinem Bett auf der Erde. Da hab ich es mitgenommen!“ Mutter Wiebahn meinte laut auf. „Ach Peter, wie bist du tötlich! Wenn du wüßtest, was hier passiert ist!“

„Geld bringt leicht Unglück“, erwiderte Peter gleichmütig. „Ich hab mir da nichts bei gedacht!“ Theodor griff nach den Scheinen und schwenkte sie. „Mein Geld, Mutter! Ich geb dir ein Paar Mark, und den Glaskasten laß ich wieder heil stehen!“

Mutter Wiebahn wollte etwas erwidern, verstand es aber, weil der Polizeiobermeister eintrat.

„Nun, Theodor, bist du hier?“ fragte er gut gelaunt. „Hast zwei Fünftagsmarktscheine, nicht? Fein, mein Junge, oberfein. Aus der Nierenstraße haben sie schon gestern abend telefoniert, daß Theodor Wiebahn auch zwei von den Scheinen eingekauft hätte. Sie sind nämlich falsch, mein Jung. Endlich haben sie den alten Seemann beim Schloß gefangen, der die falschen Scheine ausgegeben hat. Ein ganz gerissener Kerl, und all die kleinen Scheine, die er sich allmählich eingewaschen hat, sind nicht zu finden gewesen. Gib man her, mein Theodor, und komm mit auf die Wache. Vielleicht mußt du noch ein bißchen sitzen, aber ich glaube, es wird nicht schlimm werden.“

Mutter Wiebahn verlor die Sprache und Theodor brach in Tränen aus. Nur Vater Wiebahn war ruhig. Er holte sich einen großen Zeller voll Watte, trocknete sich und schloß die Augen.

„Hab ich es nicht immer gesagt? Geld bringt leicht Unglück! Da muß man die Finger von lassen!“ „Ich verdien es wieder!“ murmelte Theodor und seine Mutter streichelte seinen Kopf.

„Natürlicherweise, mein süßer Jung!“

Die bunte Seite

Zeitspiegel aus aller Welt

Goldgräber in Mexiko.

Von Heinz Erich Platte.

Man kennt jene spannenden Goldsuchergeschichten, die phantasiereiche Schriftsteller erfinden, ohne jemals auf den Goldfeldern Mexikos und Kaliforniens oder gar in den Minengebieten Mexikos Studien getrieben zu haben. Und so glaubt der Leser, den die Kraft der Darstellung übermäßig, gemeinhin auch an die Pistolentromantik, die in der einschlägigen Literatur die Fundstellen im amerikanischen Westen, vor allem aber die Minenstädte Mexikos umwittert, und hält den Untergrund solcher abenteuerlichen Erzählungen durchaus für naturgemäß, denen zufolge der Hunger nach Gold mit einem barbarischen Witz und Brandweinwut gepaart ist. Schon ein schiefer Blick genügt, einen fahlen Bohren zu enttarnen.

So schlimm ist es in Wirklichkeit nun nicht. Gewiß wird in jeder mexikanischen Minenstadt viel getrunken, und es kommt auch bisweilen vor, daß sich zwei Leuten über irgend eine strittige Angelegenheit der Einfachheit halber per Revolver ansprechen; doch stehen diese Fälle viel zu vereinzelt da, als daß man sie zu einer allgemein üblichen Gepflogenheit stampeln könnte. Der Fremde jedenfalls braucht kaum unangenehme Zwischenfälle zu fürchten, sofern er nur die „Cantinas“ und Pulquerías meiden. Dort geht es allerdings — besonders an den Sonntagen — hoch her, und „studienhalber“ unternommene Abschied in diese Bacchus- und Venusstempel zeitigen dem auch häufig ganz unerwartete Ergebnisse. Im übrigen habe ich noch stets die Erfahrung gemacht, daß man nicht nur in Mexiko, sondern auch in den anderen Ländern Lateinamerikas am sichersten ist, wenn man kein Schießinstrument mit auf die Reise nimmt; so ein mattschwarzer oder perlmutterberzierter Pistolentolben wirkt immer etwas herausfordernd; und gerade der Mexikaner, der sich mit Recht als Herr im eigenen Lande fühlt, sieht es nicht gern, wenn ihm der Fremde mit einer Pistole im Gurt vor der Nase herumspaziert.

Meine Fahrt nach „El Oro“, einem der bedeutendsten Minenplätze Mexikos, machte ich im fahrplanmäßigen abgehenden Automobil einer in Mexiko ansehnlichen Verkehrs-Gesellschaft. Es war einer der schweren amerikanischen Wagen, die hier bei größeren Reisen durch das schwierige Gebirgsland allgemein benutzt werden.

In drangvoller fürchterlicher Eile — statt sieben Personen, die das Auto fahrt, nehmen zehn Personen an der Reise teil — fahre ich zwischen zwei dicken Kubanern festgeklemmt, die mir die Ausfahrt und außerdem die gute Laune verderben. Sie schwadronieren mit dem ganzen Aufwand romanischer Jugenakrobatik, fucheln mit den Händen vor meiner Nase herum und fragen mich, was „El Kaiser“ macht und wann es wieder gegen die Franzosen losgeht. „Nächste Woche“, sage ich ganz ernsthaft, und die mexikanischen Reisegesellschaften lachen. „Vorher“, füge ich hinzu, „werden wir aber erst noch die dunklen Ehrenmänner aus Korn nehmen, die sich nach wie vor so große Mühe geben, die öffentliche Meinung Ihres Landes mit Lügennachrichten über Deutschland zu vergiften.“

Nach diesem kleinen Zwischenfall habe ich Ruhe und Bismarck mich, noch etwas von der herrlichen Umgebung zu sehen. Der 100 PS-Motor zieht uns spielend die steilsten Gänge hinauf, und der junge Indianer steuert den Wagen in rasen-

der Schnelligkeit so sicher und kaltblütig an zackigen Gebirgswänden und tiefen Schluchten vorüber, daß man die Möglichkeit eines Unfalls kaum noch in Betracht zieht und auch nicht mehr des von Straßenräubern verübten Attentats gedenkt, das vor etwa sechs Wochen auf dieser Landstraße drei Autofahrer das Leben kostete.

Etwa vier Stunden dauert die Fahrt durch das malerische mexikanische Hochland. Dann kommen bewaldete Hügel mit Häusern und Minenbauten, und schon aus der Ferne hört man den Lärm der ungezählten Maschinenhämmer, die in den Minenmühlen das metallhaltige Gestein zu feinem Staub zermahlen.

Das ist El Oro, die fleißige Minenstadt, wo Tausende von mexikanischen Arbeitern als moderne Schachgräber Tag und Nacht unter der Erde tätig sind, um für landfremde Kapitalisten (hauptsächlich Engländer und Amerikaner) das blinkende Gold und Silber an die Oberfläche zu schaffen.

Die Stadt sieht aus, als sei sie eigens für eine Filmaufnahme errichtet worden: die Straßen eng, zum Teil ungepflastert, die Häuser niedrig und einfach, als wären sie in aller Eile provisorisch hingefügt worden. Und die Bewohner? Es sind dieselben Gestalten, wie man sie bei uns daheim im Kino sieht. Da ist der „Charro“ mit dem breiten Hut und der Pistole im pantonegepöckelten Gürtel, der amerikanische Gent im tadellosen Straßenanzug, Angestellter der Minengesellschaft, das mexikanische Kampfnädel, schlant, bräunelt und glänzt, und schließlich das Heer der Minenarbeiter, die mit brennendem Karbidlampen zur Arbeitsstelle gehen oder vom Schichtwechsel kommen.

In letzterem Falle gehen sie ja wohl, bevor sie ihre armselige Behausung aufsuchen, zunächst auf einen Sprung in ihre Pulque-Stammkneipe, denn die Arbeit im Silberbergwerk macht durstig, und die Pulque — das aus der Agave hergestellte Volksgetränk — ist ja so billig. Ich hatte dieses milchig-trübe Getränk noch nie gekostet, und hier, in El Oro, kam mir der Gedanke, doch einmal ein Gläschen davon zu versuchen. Als ich eben im Begriff stand, eine Pulqueschänke zu betreten, flog mir durch die Tür ein breiter Sombbrero an den Kopf, und gleich darauf folgte im schwingenden Bogen der Besitzer des silberglänzenden Hut. Das war ein sicheres Anzeichen, daß der Wirt dieses Lokales auf Ordnung hielt und seinem Beruf mit Lust und Liebe nachging.

Von den Gästen, die am Schanztisch standen, wurde ich nicht freundlich angesehen, und als einer „aus Spaß“ nach einer Fliege schloß, was von den übrigen als famoser Witz sehr belacht wurde, schrak ich unwillkürlich zusammen. Die Situation änderte sich jedoch, als meine Nationalität bekannt wurde; jeder dieser armen Teufel, die in den Minen fündigst schlecht bezahlt werden, wollte mich zu einem Glase Pulque einladen, und ich hatte meine liebe Not, die Leute nicht vor den Kopf zu stoßen. Diese große Deutschfreundlichkeit kann man in allen Gegenden Mexikos immer wieder beobachten.

Am anderen Morgen hatte ich Gelegenheit, mir den Minenbetrieb unter der Erde anzusehen. Etwa sechshundert Meter ging die Fahrt in die Tiefe, dann folgte eine weitere Wanderung durch heiße, neblige Stollen. Braune Menschen arbeiteten da, nach mir mit einem Leinwandhemd und dem mexikanischen Strohhut bekleidet. Wer in dieser Hölle sein Brot verdient, muß Ströme von Schweiß dafür opfern; wo der Kampf ums Da-

sein so bittere Mühe und Arbeit verlangt, kann ein Menschenleben nicht so hoch im Kurse stehen wie anderswo, und der Fremde begreift sehr bald, warum es an den Minenplätzen immer ein wenig toller zugeht als an den friedlichen Zentren der Kultur und Zivilisation.

Ich glaube, hier unten zwischen dem Gestein das Gold und Silber in seinem Urzustand sehen zu können, und war enttäuscht, nur gigantische Quarzfelsen zu erblicken, an denen schweißtreibende Gestalten mit Pressluftbohrern arbeiteten. „Das Metall ist unsichtbar“, sagte mein Führer. Wenn die Analysen nicht bewiesen, daß in dem Dreißig Gold und Silber enthalten sind, es würde wohl niemand daran denken, die Stadt zu unterhöhlen und täglich Tausende von Tonnen Erde an die Oberfläche zu schaffen zu lassen.

Später sah ich in der Schmelzanlage, wie recht er hatte. Man war oben dabei, etwa zweihundert Gold- und Silberbarren, je dreißig Kilo schwer, in einen Waggon zu verladen. Die Maschinenhämmer der Mühle dröhnten, und in den Klärkanälen gurgelte schmutzig-gelbes Wasser. Das dröhnt und gurgelt Tag und Nacht, Monat um Monat schon, Jahr um Jahr.

Die Engländer und Amerikaner aber, die hier mit eisernem Fleiß den Boden Mexikos nach blinkenden Schätzen durchwühlen, freuen sich in jedem Jahr aufs neue der fetten Dividenden...

Die Rückkehr des „Toten“.

Von Herbert Grote.

Vor einigen Jahren erhielt eine wohlhabende Bauernfrau aus dem anatolischen Dorf Araplar die amtliche Mitteilung, ihr Mann, Ahmed Aglu, der damals diente, sei im Verlaufe von Grenzplänkchen gefallen. Die junge Witwe betrauerte den Gatten so lange, wie es der Anstand vorschrieb, und beilegte sich dann, einem anderen ihre noch recht begehrenswerte Hand zu reichen. Da kam eines schönen Tages, vor ungefähr einem Jahr, ein junger Mann, den Gut unternehmungslustig auf dem Ohr, nach Araplar. Die männliche Einwohnerschaft gab sich gerade mit Leidenschaft dem üblichen Abendbummel auf dem Marktplatz hin und war dort vollständig verarmet. Ungläubig betrachtete sie den Fremden. „Nanu“, meinte dieser und reichte einem alten Mann recht freundlich die Hand, „kennt Ihr mich nicht wieder? Osman, Du als Dorfältester müßtest am besten wissen, wer ich bin.“ Alles starre den Fremden an, und der Alte stotterte: „Wenn — wenn ich nicht wüßte, daß er tot ist, so würde ich Dich für...“ „Natürlich bin ich Ahmed Aglu, und die Behörden haben mich fälschlich totgeklärt.“ Und nun erzählte der Wiedererstandene allen eine höchst abenteuerliche Geschichte, wie er von seiner Truppe für tot liegen gelassen und als Scherzverwunderter von Arabern aufgefunden und gepflegt worden wäre. „Sie wollten mich nicht wieder ziehen lassen. Ich sollte eine Schicksalsträgerin heiraten. Na, was macht man nicht alles in der Not? Endlich, als der Romadenstamm wieder in die Nähe der Grenze kam, konnte ich fliehen. Wie geht es meiner Frau?“ — „Deine Witwe hat einen anderen geheiratet.“ — „Was! So eine Niedertracht! Mich gleich zu verheiraten!“ Wütend zog er nach seinem Hof. Das Wiedererleben war alles andere als freundlich. Aber schließlich einigten sich die ehemaligen Gatten. Ahmed Aglu erklärte sich bereit, das neue Glücksglück zu lassen. Dafür mußte aber die Frau mit ihrem zweiten Gatten

sofort den Hof verlassen. Fast ein Jahr sah Ahmed Aglu brennend auf seinem Besitz. Da erfuhr die Regierung durch Zufall von seinem Wiedererscheinen. Die Angelegenheit kam ihr höchst verdächtig vor. Eine Untersuchung fand ohne Ahmed Aglus Wissen statt. Sie ergab, daß der Wiederaufgetauchte zwar wirklich Ahmed Aglu hieß, aber doch nicht der richtige Ahmed war. Im Gefängnis gestand der ehemalige „Tote“ seinen genialen Gaunerstreich ein: Er hatte beim Militär die Bekanntschaft des wahren Ahmed Aglu gemacht und sich mit seinem doppelten Namensvetter angefreundet, weil beiden die ganz auffallende Ähnlichkeit miteinander Spaß bereite. Ahmed Aglu aus Araplar hatte seinem Freund nun oft von der Heimat erzählt und ihm sogar manche Landschaften ausführlich beschrieben. Kurz darauf war er gefallen. Nach seiner Entlassung von der Truppe wußte Ahmed Aglu nichts Besseres zu tun, als die Rolle des Toten zu übernehmen und sich in den Besitz des Hofes zu setzen. Seine ganz ungewöhnliche Verstellungskunst wäre — so sollte man meinen — einer besseren Handlung würdig gewesen.

Der achtjährige „blinde“ Berufspassagier.

Toshiko Mitsui aus Schimonoseki ist sicher der jüngste blinde Passagier der Welt. Zu seinem Bedauern hat aber kürzlich die japanische Staatsbahn dem achtjährigen Töchterchen das Handgeld gelegt. Schob sich da kürzlich eine gutmütige alte Japanerin durch die Bahnsteigpforte und reichte dem Beamten in aller Unschuld ihre Fahrkarte. Da sah das amtliche Argusauge, daß sich etwas hinter der riesigen Rückenlehne der alten Dame versteckte: „Se, was ist das?“ — „Ein fremder Junge. Ah, das arme Kind hat keinen Fahrkarte.“ Es wollte zu seinen Eltern, und da dachte ich, der Bengel könnte so hinter mir durchschlüpfen.“ Der Beamte ließ die gutmütige Sünderin laufen, doch den jungen blinden Passagier schickte er auf die Polizei. Dort konnte man bald den Vater des hoffnungslosen Frischlings ermitteln und rufen. Das Wiedersehen war nicht sehr herzlich: „Seit drei Jahren weiß ich nicht, wo sich der Bengel herumtreibt. Er war eines Tages verschwunden.“ Da bequimte sich Toshiko Mitsui zu einem Geständnis: „Ich wollte nicht mehr zu Hause bleiben. Die Stiefmutter schlug mich, und der Vater war nicht viel besser. Da bin ich fortgelaufen. Ich kam am Bahnhof vorbei und dachte, wie schön es sein müßte, immer reisen zu können, wohin ich wollte. Deshalb versteckte ich mich hinter einer kleinen Frau und kam durch die Sperre. Im Zuge bekam ich von gutmütigen Leuten etwas zu essen. Das Reisen gefiel mir so gut, daß ich es nicht ließ. Wenn ich nichts fuhr, rückte alles im Weite zusammen, damit ich liegen konnte. War ein Schaffner in der Nähe, so brauchte ich nur zu einem Reisenden zu sagen: „Onkel, ich habe meine Karte verloren.“ Sage dem Mann, ich wäre Dein Neffe und brauchte noch nicht zu bezahlen.“ Am schönsten war es immer im Speisewagen. Da bestellte ich mir etwas, und wenn der Kellner fragte, wo mein Vater wäre, sagte ich: „Der wird gleich kommen und bezahlen.“ Dann bekam ich, was ich wollte, und verschwand. Oft schenken mir die Reisenden Geld, daß ich mir einen neuen Kimono kaufen konnte. Ich bin in den drei Jahren fast auf jeder Linie gefahren und habe immer aufpassen müssen, daß mich kein Schaffner zweimal traf.“

Das Gastmal bei Garrid.

Skizze von Kurt Mielche.

Der Maler Hogarth erhob das kleine Glaschen spanischen Weins, nippte daran, räusperte sich ein wenig und sagte: „Verzeihen Sie mir eine Frage, meine Herren. Wissen Sie eigentlich, wozu uns Garrid hierher gebeten hat?“

Der dicke Herr Mac Deant tat ein paar Bize aus seiner langen tönernen Pfeife, blies den blauen Rauch heftig in das Zimmer und erwiderte: „Gut, Hogarth, daß Sie das Gespräch darauf bringen. Ich finde, wir sitzen nun schon lange genug hier, ohne auch nur eine Spur von unserem Gastgeber gesehen zu haben. Wollte auch schon fragen. Habe ihn gestern getroffen und ihn gefragt, was er uns zeigen wolle. Er habe, gab er mir zur Antwort, ein Porträt aufgefunden.“

„Ein Porträt?“ fragte Lord Dunsford. „Ja, ein Bildnis unseres Freundes, unseres armen toten Freundes. Ein Konterfei des großen Dichters Fiedling!“

Hogarth sprang auf, ging ein paarmal erregt im Zimmer hin und her und sagte schließlich: „Sollte das wahr sein? Das wäre ja ungeheuer! Wissen Sie, meine Herren, was das bedeuten würde? Daß der Nachwelt endlich ein Bild dieses großen Menschen und Künstlers Fiedling geschenkt würde. Fiedling hatte einen Widerwillen dagegen, sich malen zu lassen. Wissen Sie nicht, wie gut ich mit ihm befreundet war? Und doch hat er mir nie gestattet, ihn zu malen.“

Hogarth trank hastig sein Weinglas leer und fuhr fort: „Gerade in letzter Zeit verlangt alle Welt nach einem Bildnis unseres toten Freundes. Der Verleger Fiedlings hat mir einen großen Brief geschrieben. Er will seine Werke in einer Gesamtausgabe herausbringen und wünscht ein Porträt des Dichters an ihren Anfang zu setzen. Ob ich nicht ein solches Porträt besaße, fragt er

nicht! Ah, wenn ich doch eins hätte! Wie gern würde ich es dem Verleger zur Verfügung stellen, denn ich wünsche mir nichts sehnlicher, als den Ruhm dieses genialen Menschen verbreiten zu helfen! Hören Sie, Mac Deant! Ist es wahr, daß Garrid ein Bild gefunden hat?“

Die Antwort auf diese Frage kam von einer anderen Seite als der erwarteten.

Die Tür hatte sich geöffnet, eine Stimme sagte: „Hier ist, was Ihr sucht!“

Alle wandten sich der Tür zu, und Hogarth stieß einen Schrei aus.

Mit weit aufgerissenen, entsetzten Augen starrte er nach der Tür, seine Hände zitterten, er tastete nach einer Stütze, dann stieß er einen zweiten Schrei aus: „Fiedling!“

In der Tür stand kein anderer als John Fiedling selbst, der vor Jahren schon gestorben war, John Fiedling selbst — oder sein Geist.

Dieselbe Haltung, derselbe Blick, die gleichen Bewegungen.

Hogarth der Maler sank auf einem Stuhl zusammen.

Der Schrecken hatte ihn plötzlich ohnmächtig gemacht.

In diesem Augenblick kam Leben in die Gestalt an der Tür, sie sprang auf Hogarth zu, zog ein Gläschen mit köstlichem Wasser hervor und hielt es dem Bewußtlosen unter die Nase.

Hogarth öffnete langsam die Augen, blinzelte, und als die Gestalt, die sich über ihn neigte, ein paar Worte geflüstert hatte, lächelte er sogar.

Dann richtete er sich auf und schüttelte der Gestalt die Hand und sagte: „Das war Deine genialste Leistung!“

Nun erst wandte er sich an die anderen Herren, die noch immer sprachlos dastanden und nicht verstanden, um was es ging. „Ihr Herren, Garrid hat uns hierher gebeten, um uns ein Porträt Fiedlings zu zeigen! Er hat weit mehr getan!“

Hogarth wies auf den Mann, der ihm vorher einen solchen Schrecken eingejagt hatte: „Er hat uns John Fiedling selbst hierher geholt! Ich schwöre Ihnen, daß dieser Mensch, der hier vor uns steht, Fiedling ist, in jeder Bewegung, in jeder Falt seines Gesichts. Und doch ist es nicht Fiedling! Sondern — es ist Garrid!“

Der dicke Mac Deant stieß einen Ruf der Überraschung aus, legte seine tönernen holländische Pfeife hin und kam näher, um sich den seltsamen Eindringling näher zu betrachten.

Nachdem das ausführlich gesehene war, sagte er: „Dommer und Hölle!“

Streckte die Hand aus, reichte sie dem anderen und schüttelte sie kräftig: „Garrid! Größter der Schauspielerei! Gestaltler der Mimen! Erhabenster Meister der Maske!“

„Na, na“, lächelte der Garrid, „werde nur nicht poetisch, Dicker! Was habe ich denn getan? Ich habe nur meinem Freunde Hogarth zu einem Bildnis Fiedlings verhelfen wollen. So habe ich denn als Fiedling Maske gemacht, und das konnte ich natürlich gut, denn Fiedling war auch mein bester Freund. Ihr wißt ja, daß ich jahrelang mit ihm zusammen gelebt habe. Konterfei also mich, Hogarth, male mich — in der Maske John Fiedlings — und die Nachwelt wird Gelegenheit haben, ihrem Pantheon das Bildnis dieses großen unsterblichen Dichters und Menschen hinzuzufügen!“

Er klatschte in die Hände, und sofort öffnete sich die Tür. Sein Diener brachte ein Sortiment von staubigen Weinschalen und geschliffenen Gläsern herein. Bald darauf sah die Gesellschaft bei funkelndem Wein.

Hogarth hatte sein Stizzenbuch hervorgeholt und malte.

Und so entstand das einzige Bildnis des großen Dichters, der den „Tom Jones“ geschrieben hat, das einzige Porträt Fiedlings, das uns überliefert wurde...

Aphorismen.

Von Paul Richard Greiner.

Manche Leute reden verächtlich vom Witz. Es sind merkwürdigerweise immer solche, denen noch keiner eingefallen ist.

Es gibt eine Kritik der Kinderhufe, die das Unbequeme einfach niederstampft.

Bei vollständigen Konzerten schließen selbst gute Vortragssolgen gewöhnlich mit einer Banalität. Furchtame Verbeugung vor dem Pöbel.

Gegen Gestank gibt es kein Geldvermehren.

Freiheit ist der Versuch, Kraft vorzutäuschen.

Man lernt nie aus.

Die höchste Stadt der Welt ist La Paz in Bolivien; sie liegt auf einer Bergspitze 3741 Meter über dem Meerespiegel.

Die größte „Uhrensammlung“ in Großbritannien dürfte die englische Postverwaltung ihr eigen nennen. Sie besitzt nicht weniger als 20 000 synchronisierte Uhren!

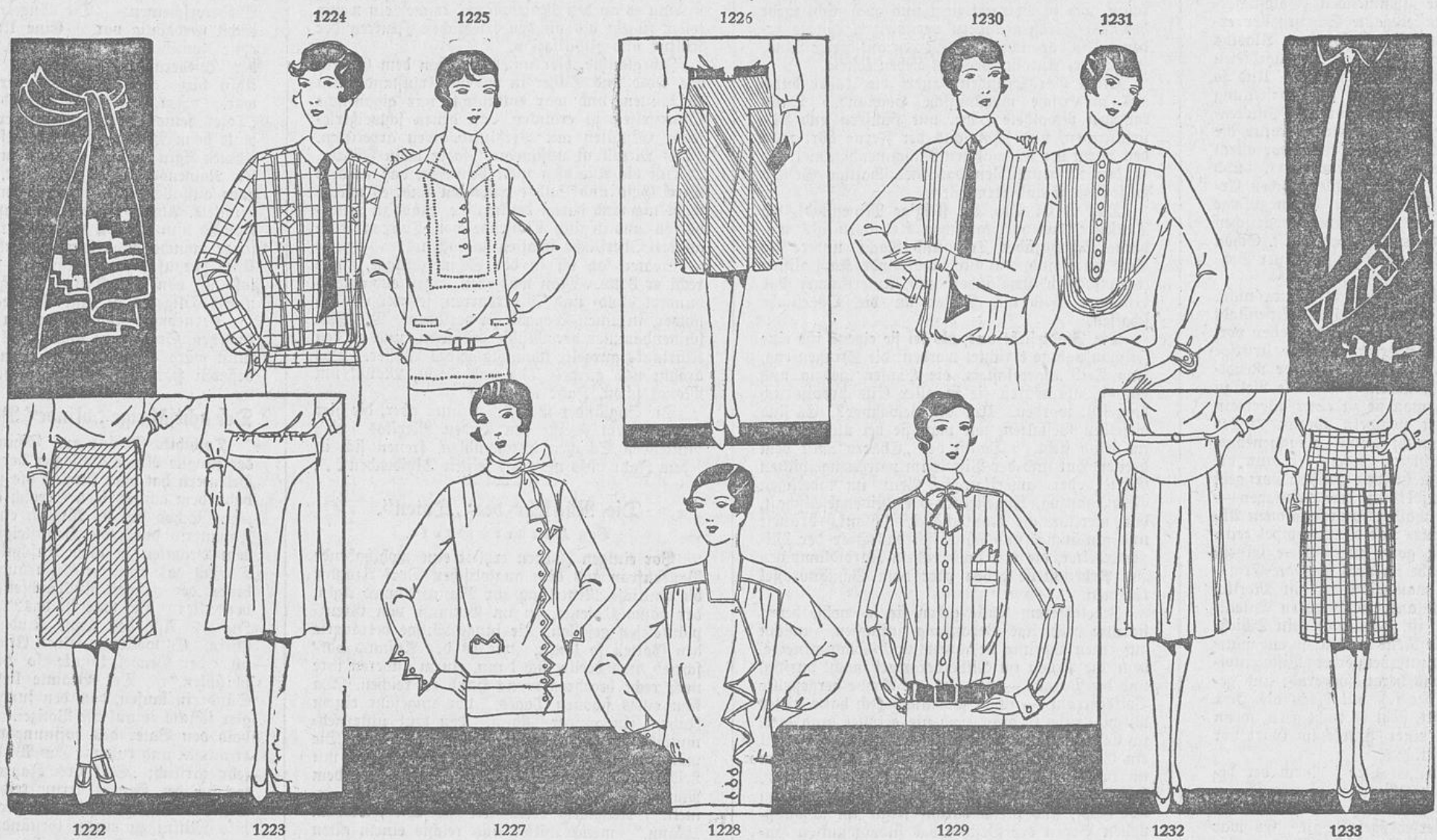
In Venezuela bedienen sich die Schaffirten einer Krantichart, des Yacamit, als Wächter ihrer Herde. Der Yacamit mag noch so weit gewandert sein, er bringt die Herde sicher zurück, auch bei Dunkelheit.

Kürzlich wurde in London ein Grammophon neuester Bauart ausgestellt, das 36 doppelseitige Platten hintereinander spielt, sie nach Gebrauch abhebt, abwischt, säubert in ihr Fach zurücklegt und nach jeder Platte die Nadel auswechselt.

„Die Mode vom Tage“

Blusen und Röcke wieder modern!

(Nachdruck sämtlicher Artikel und Illustrationen verboten.)



Das alte deutsche Sprichwort, das besagt, daß alte Liebe niemals roste, trifft in bezug auf die Damenbluse voll und ganz zu. Die Bluse, die jahrelang im Hintergrunde stand, wurde wegen ihrer praktischen und zweckmäßigen Beschaffenheit von den Modellschöpfen wieder in Rang und Würden eingeseht und bis jetzt mit Recht, denn ein nettes Röschchen mit Bluse und Schal, welche Zusammenstellung man augenblicklich trägt, bilden einen Anzug, der praktisch und nett zugleich ist.

Die moderne Bluse ist der taillenlosen Zeit entsprechend lose und bedeckt fast die Hüften. Es gibt zwei Arten derselben: die sportliche, sogenannte englische Hemdenbluse und die mehr elegant wirkende Nachmittagsbluse aus Crepe de Chine.

Eine englische Sportbluse sollte jede Frau besitzen. Sie kann auf der Reise, beim Ausflug, zu Besorgungen, kurzum für jede erdenkliche Gelegenheit praktische Verwendung finden, sie trägt sich angenehm, sie ist leicht und waschbar und wirkt angezogen und damenhaft. Das beliebteste Material ist neben der Watseide und dem sogenannten Sonan- oder Schantungstoff vor allem der Pophyrhemdenstoff der Herren

und die Herrenhemdenbluse. Man arbeitet sie zeitlos-einfach, nämlich mit Sattel oder eingesehter Weste, die Ärmel sind blusenartig weit, nur die Manschette hält sie zusammen. Zu diesen Blusen trägt man den Schlips, der jugendlich und schick aussieht, ferner ein in der Farbe gehaltenes Gürtelchen, und wo eine kleine Tasche aufgelegt ist, soll aus derselben ein in der Farbe des Schlipses und Gürtelchens gehaltenes Seidentüchlein hervorlugen. Wer über etwas Zeit und Geschicklichkeit verfügt, sticht sich entweder in den unteren Teil der Weste oder aber links oben noch in der gleichen Farbe der Blusen- zutaten ein Monogramm ein, das von einem Kreis, einem Viereck oder einer sonstigen geometrischen Figur begrenzt ist.

Die anspruchsvollere Nachmittagsbluse besteht aus weißem, gelbem, mandelgrünem, rosa oder beige Crepe de Chine. Wir zeigen in unserer Abbildung zwei wirkungsvolle Modelle: die hochgeschlossene mit eingestrichenem Boden verzierte Bluse wirkt sehr angezogen, sehr vornehm und elegant, die andere vieredig ausgeschnittene hat jenes wasserfallartige Jabot, das der Trägerin eine moderne weibliche Note verleiht. Eine derartige Bluse ersetzt vollkommen ein elegantes Kleid und hat überdies den Vorteil, niemals aus der Mode zu kommen.

Die diesjährigen Blusenröcke sind besonders praktisch. Man bevorzugt Sattelförmige, weil sie um die Hüften eng anliegen und die Trägerin schlank erscheinen lassen. Unterhalb der Hüften werden entweder Glodenteile oder aber Sohlfallen in den Rock eingeseht. Die Stoffe können sowohl einfarbig, in diesem Falle am besten dunkelblau, beige oder, wenn es sich um ein Sommerköschchen handelt, das man im Winter nicht zu tragen gedenkt, weiß sein, oder aber man wählt einen jener gestreiften oder karierten leichten Wollstoffe, die sich so leicht reinigen und plätten lassen.

Um diesen zweckmäßigen und praktischen Anzug, wie ihn Rock und Bluse darstellen, zu vervollständigen, kann man einen Schal oder eines jener modernen Seidentücher umlegen, die sich aus vorhandenen Seidentresten so leicht herstellen lassen. Setzt man einem solchen Schal oder Halstuch überdies noch aus einem anders gefärbten Seidentrestchen ein paar Zaden, Dreiecke oder Streifen auf — unsere Abbildung gibt hier gute Anregungen — so fertigt man sich ohne die geringsten Kosten eine elegante Ergänzung für die Bluse an.

Die Plauderecke

Die geschichtliche Entwicklung des Knopfes.

Kleine Dinge brauchen durchaus keine Kleinigkeiten zu sein, ebensowenig wie große Gegenstände trotz ihrer Größe keine große Bedeutung zu haben brauchen.

Der Knopf ist zwar nur klein. Diese kleine Beigabe der Kleidung aber spielt in der Kulturgeschichte der Völker und auch in der Wissenschaft eine große Rolle. In Prag gibt es beispielsweise ein eigenes Knopfmuseum, in welchem die Knöpfe bzw. die Kleiderverschlüsse aller Völker und aller Zeiten übersichtlich geordnet sind.

Der älteste Kleiderverschluß war der Dorn. Die Fellstreifen, die sich der Urnen umwand, um sich vor der Kälte zu schützen, wurden mit Dornen zusammengehalten.

In der Bronzezeit aber geht man schon bedeutend weiter. Damals nämlich kannte man bereits die Kunst, aus Hanffasern zierliche Schnüre zu verfertigen, die unseren heutigen Striden gleichen. Die Kleidung wurde zugebunden. Als man aber gar zu spinnen und zu weben verstand und die zum Weben notwendigen Pflanzentoffe Hanf und Leinen regelrecht anbaute (die Menschen waren sesshaft geworden und pflegten die Landwirtschaft), erwachte naturgemäß das

Bedürfnis, die Kleiderverschlüsse zu einem zierenden Schmuck der Kleidung zu gestalten.

Man ging also auf zweierlei aus: Auf das Praktische und auf das Schmückende. Der erste Fortschritt war, daß man den Knoten der Verschlingung, der unschön erschien, zu bedecken suchte. Schon zu Homers Zeiten gab es hierfür Schnallen und Agraffen, die mit erlesenen Edelsteinen besetzt waren und aus Bronze bestanden, da die Menschheit noch kein Eisen kannte. Diese Schnallen sind der eigentliche Vorläufer unseres heutigen Knopfes.

Später bildete sich die Gewohnheit heraus, die männliche Kleidung mehr zum Schmuck als wegen der Notwendigkeit mit dazugehörigen Verschüssen zu zieren, während die weibliche Kleidung eine Agraffe nur da aufwies, wo sie tatsächlich zugebunden wurde.

Etwas hundert Jahre vor Christi Geburt entwickelte sich bei den alten Römern die Mode, die Verschüsse anders zu gestalten als bisher. Man wollte nämlich die Knoten der Schnüre vermeiden und machte daher zwei Defen, durch die ein ovales Hölzchen durchgezogen wurde, das die Toga der Männer und das Gewand der Frauen zusammenhielt. Es ist das die noch heute bei den slawischen Völkern unter dem Namen Tschamara bekannte Verschlußart, die sich auch an Militärpelzen oder Hausröcken vorfindet. Im Mittelalter wählte man statt des ovalen Hölzchens einen runden Pfropfen, der durch die Schnurösen hindurchgezogen wurde. Damit war der Knopf (aber noch nicht das Knopfloch) geschaffen.

Diese ersten Pfropfen, die angeblich aus Ungarn stammten, bestanden aus Kupfer oder Silber und schmückten das Gewand sehr. Für kostbare Frauengewänder wurden dann nicht selten aus Gold bestehende und kunstvoll ziselirte Pfropfen verwendet. In Deutschland und in Westeuropa aber trug man gegen das Ende des Mittelalters noch keine Knöpfe, aber etwas ähnliches, nämlich Schellen und Glöckchen, die als Zierde der Gewänder angebracht wurden. „Wo die Herren sind, da klingelt“ hieß es damals und je mehr Glöckchen an einem Kleide angebracht waren, um so eleganter wirkte es. So kam es, daß der erste Knopf nicht an einem Kleide, sondern an einem Pelze angebracht wurde.

Erst der Dreißigjährige Krieg, der das Militärische so stark in den Vordergrund rückte, konnte den Knopf der Allgemeinheit näherbringen. Das Handwerk bemühte sich seiner zierst und der Knopf wurde ein wichtiger Erwerbszweig und eine bedeutende Branche. Es gab im siebzehnten Jahrhundert eigentlich kein Material, aus dem der Knopf nicht verfertigt worden wäre: Stein, Knochen, Kupfer, Glas, Diamanten, Gold und Silber waren das Material, aus dem man Knöpfe anfertigte. Holzschnitzer und Glasmaler fanden durch die Knopfmade Arbeit und lohnenden Verdienst. Bald war der Knopf ein so wichtiges Attribut der Kleidung, daß man an ihm den Reichtum seines Trägers erkannte. Man machte Knöpfe aus Talern und selbst aus Goldmünzen und es gibt heute noch Bauerntrachten, deren Nieder durch Goldmünzenknöpfe geziert sind.

Unsere Modelle: 1222. Wollstoffrock mit einer Gruppe tief eingeleger Falten an der linken Hüfte. Die Falten werden 15 bis 20 cm tief festgesteppt, diese Stepplinie läuft um die Hüften als schmale Biese.

1223. Blusenrock aus weißem Wolltrips. Dieser Rock zeigt eine Hüftenpasse, der in der vorderen Mitte eine schmalverlaufende Bahn angeschnitten wird. Die Passe wird den glödig geschnittenen Seitenbahnen aufgesteppt. In der hinteren Mitte stoßen die Bahnen mittels gegenseitiger Falten aneinander.

1224. Jumperbluse aus weißer oder chamoisfarbener Watseide. Vorderseite ist mit 2 Gruppenbießen garniert, Umlegekragen und lange Kraumatte.

1225. Jumperbluse aus weißer Seide mit Handhohlfraum garniert.

1226. Blusenrock mit Hüftenpasse und angeschnittener Vorderbahn und Hinterbahn. Die Seitenbahnen werden mittels gegenseitiger Falte mit den mittleren Bahnen verbunden.

1227. Jumperbluse mit seitlichem Verschluß, die dem Kragen angeschnittenen Enden werden zu einer Schleife geknotet.

1228. Elegante Jumperbluse aus weißer Seide. Den Ärmeln werden Passenteile angeschnitten. Die an der Schulter gezogenen Vorderbahnen werden der Passe untergesteppt. Unter Taillenschluß ist das Vorderstück, von der Seitennacht nach innen, ungefähr 10 cm eingeschlißt, der obere Teil wird gereiht, dem unteren untergesteppt, wodurch ein blusiger Effekt erzielt wird.

1229. Sportbluse aus gestreiften Pophyr. Dieselbe

knüpft in der vorderen Mitte durch und ist offen und geschlossen zu tragen.

1230. Bluse aus heller Watseide. Das Vorderstück zeigt zwei Biefigruppen. Die Vorderpasse läuft an der Schulter in je eine Bade aus. Dazu bunte Seidentrawatte.

1231. In Rahmform werden dieser Bluse die Biesen eingenaht. Die Biesen reichen bis zur Quernaht an der Schulter. Der untere Blusenrand wird mit einem Gummizug versehen.

1232. An diesen Rock wird der Hüftenpasse dem in Quetschfalten geordneten Teil aufgesteppt.

1233. Die Hüftenpasse an diesem Rock läuft am unteren Rande in Zaden und zwar in schräger Richtung aus. Die Vorderbahn ist in fünf Quetschfalten geordnet. Die Hinterbahn ist glatt.

Verlagschnittmuster nur für Abonnenten. Mäntel, Kostüme, Kleider 90 Pf., Blusen, Röcke, Kindergarderobe, Wäsche 70 Pf. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle.